

Sonntags = Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Das Gespenst der Marquise.

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

(Fortsetzung.)

„Und dennoch, Mr. Bisset, kann ich schwören, daß dieser Spitzenbesatz von dem Leichenkleide meiner Frau herrührt. Sie werden bemerken, daß das Muster ganz eigenthümlich ist.“

„Ich stimme nicht mit Ihnen überein, daß dieses Stück Spitze von dem Kleide Ihrer Frau herrührt,“ sagte Mr. Bisset gedankenvoll. „Es werden von einem beliebigen Muster immer sehr viele Spitzen erzeugt; aber die Thatsache, daß dieser Besatz ganz gleich, ist der Beachtung werth. Besatz Lady Chetwynd viele solcher Spitzen?“

„Von diesem Muster nur die an ihrem Leichenkleide, sonst keine. Dieses Kleid wurde in London für sie angefertigt.“

„Wir wollen diese Spitzengeschichte genauer untersuchen, mein Lord. Wer mit so viel Geschicklichkeit, ohne Mühe und Ausdauer zu scheuen, die verstorbene Lady Chetwynd vorstellt, verfolgt damit irgend einen Zweck. Was dieser Zweck ist, das müssen wir ergründen. Wissen Sie irgend Jemanden, der sich Ihrer Heirath mit Miß Mont widersetzen würde?“

„Ich wüßte Niemanden. Meine Heirath mit ihr wird als etwas Selbstverständliches betrachtet,“ erwiderte Lord Chetwynd. „Ich war schon vor Jahren mit ihr verlobt; aber gerade ehe ich jene Reise antrat, welche mit meiner Heirath mit Bernice endigte, brach sie unsere Verlobung ab und gab mir mein Wort zurück. Auf ihrem Todtenbette drang meine Frau in mich, wieder zu heirathen; und bei meiner Rückkehr habe ich, obwohl mein ganzes Herz noch an der Verstorbenen hängt, meine Verlobung mit Miß Mont erneuert.“

„Um!“ sagte Mr. Bisset mit einiger Bedeutsamkeit; „Sie müssen mich nicht für gar zu neugierig halten, mein Lord; aber da Sie meine Hilfe bei Lösung dieses Geheimnisses von dem Gespenste Lady Chetwynd's in Anspruch nahmen, muß ich

Sie bitten, vollkommen offen mit mir zu sein, und mir auch genaue Auskunft über Dinge zu geben, die mit der fraglichen Angelegenheit in keinem Zusammenhange stehen. Ich muß jedes Glied Ihres Haushaltes kennen, Dienerschaft und Alle. Um mit den Ihnen zunächststehenden Hauptpersonen zu beginnen — wer ist Miß Mont?“

Der Marquis hielt die Fragen des Officiers für zu bringlich und erwiderte kalt:

„Sie ist meine Stiefschwester und Verlobte. Sie ist die Tochter eines Oberst Mont, des zweiten Gatten meiner verstorbenen Mutter.“

„In Indien geboren, mein Lord?“

Der Marquis nickte mißmuthig.

„Und ihr Bruder ist auch hier?“

„Gegenwärtig, ja. Er ist bei den Advocaten Scotsby und Newmann beschäftigt.“

„Um! Ich kenne Scotsby und Newmann,“ sagte Mr. Bisset kalt. „Vorzügliche Firma. Bei ihnen practicirt Mr. Gilbert Mont also? Ich danke, mein Lord. Und Mr. Mont ist wohl auch in Indien geboren? Ich habe eine Vorliebe für Indien und die Indier. Mein Vater war Offizier in der ostindischen Compagnie und ich bin in Indien geboren. Ich habe meine Kindheit dort verlebt und war auch als Mann schon dort. Ich kenne Indien und seine Bewohner durch und durch. — Ah, das ist ein freundliches Dorf,“ sagte der Detektive, das Gespräch wendend, als sie in Chetwynd am Meer einfuhren.

„Es ist das Dorf, das an Chetwynd-Parc anstößt,“ sagte der Marquis. „Der größere Theil desselben gehört noch immer zu meiner Familie. Dort ist die Pfarrkirche mit unserer Familiengruft, in welcher meine Gattin begraben liegt.“

Der Detektive und Mr. Tempest schauten Beide nach

der grauen Steinkirche mit dem schlanken Thurme hinüber und die Augen des großen Gelehrten füllten sich mit Thränen. Hier also lag sein Kind begraben. Eine Sehnsucht ergriff ihn, ihren letzten Ruheplatz zu sehen und sich über ihr Grab zu neigen.

Der Wagen rollte durch das Dorf, den Hügel hinan und lenkte dann in den Schatten des Parkes hinein.

„Wer wohnt hier, mein Lord?“ fragte Bisset, als sie an der Villa des Verwalters vorbeifuhren und Mr. Sanders, der vor dem Hause stand, ehrerbietig grüßte.

„Mein Verwalter, Mr. Sanders, ein Mann, für dessen Ehrenhaftigkeit ich mein Leben einsetzen könnte, Herr.“

Der Detektive sandte dem Verwalter einen langen, forschenden Blick nach, und schwieg von nun an, während der Wagen sich immer mehr dem Schlosse näherte. Er dachte ernsthaft über Lord Chetwynd's Mittheilungen nach und betrachtete neugierig das prächtige Schloß. Ehe der Wagen vor dem Portal hielt, beugte er sich zu Lord Chetwynd hinüber und sagte ernst:

„Mein Lord, Sie haben mir Interesse für dieses seltsame Geheimniß eingeflößt, und ich erkläre Ihnen bei meinem Ruf als Detektive und meiner Ehre als Mann, daß ich dieses Geheimniß ergründen will, daß Sie ferner kein Geißt verfolgen wird, und daß ich mir eher keine Ruhe gönnen werde, als bis ich Chetwynd-Park und Sie von dem Gespenst der Marquise befreit habe!“

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Und wo war Bernice während dieser Zeit?

Wir erzählten, daß sie über die vom Garten führende Seitenstiege zu den Dachkammern hinauf entflohen war. Von da aus eilte sie durch die von hohen Bogensfenstern erleuchteten größeren Zimmer, zu einer kleinen dunklen Kammer, in welcher eine leichte, bewegliche Leiter, in Verbindung mit einer offenen Fallthür zu einem niedrigen Stübchen nach oben führte. Während ihres wochenlangen geheimen Aufenthaltes in den oberen Regionen des Hauses hatte sie dieses Versteck entdeckt und Gebrauch davon gemacht. Es war nicht jenes Dachstübchen, in welches sie Gilbert Mont nach ihren Kleibern geschickt hatte, und sie war überzeugt, daß er von seiner Existenz nichts wußte. Sie kletterte rasch auf der Leiter in das obere Rämmerchen hinauf, zog die Leiter nach und schloß die Fallthür. Dann zog sie unter altem Gerümpel eine Laterne und Zündhölzchen hervor, von denen sie eins in Brand setzte.

Das Zimmer war sehr kahl, mit nackten Dielen und Querbalken. Es hatte kein Fenster, aber das Mondlicht strahlte sich durch die Ritzen des Daches; auch frische Luft drang durch dieselben herein. Dieses Zimmer war Bernice's geheimstes Versteck gewesen, und es war noch immer ein kleiner Vorrath von Bisquit darin vorhanden.

Sie tappte nun zwischen den Dachsparren herum und nahm ihre Reisetasche und ihr Reisekleid herunter, legte ihr arg zernittertes weißes Seidenkleid ab, rollte es zusammen und steckte es in die Spalten der Dachsparren. Dann zog sie rasch das graue Kleid an, setzte ihren Hut auf und band den Schleier darüber.

Zum Fortgehen bereit, hob sie die Fallthür auf und lauschte vorsichtig. Endlich hörte sie, wie Mont sich in's

Haus zurückzöge und auf sein Zimmer ging. Und bald nach ihm schlich auch die alte Njah in den belebtesten Theil des Hauses zurück, überzeugt, daß die junge Marquise längst fort sein mußte, oder gar nicht in's Haus gekommen war. Bernice wartete noch ein wenig länger, dann schlich sie hinab und verließ, ohne die Leiter zu verbergen; die oberen Räume, langsam die Stiege hinabgehend.

Treppe um Treppe stieg sie hinab, ohne Jemandem zu begegnen. Ungeklärt gelangte sie in den zweiten Stock. Das Herz schlug ihr mit furchtbarer Heftigkeit. Sie wagte es kaum, weiter hinab zu gehen, und doch konnte sie nicht länger im Hause bleiben. Wie ein Schatten glitt sie durch die obere Halle, und als sie ein Geräusch hörte, verbarg sie sich in einer Nische hinter der lebensgroßen Statue eines geharnischten Mitters.

Kaum hatte sie sich so verborgen, als Gilbert Mont's Thür aufging und Lord Chetwynd heraustrat, um auf sein Zimmer zu gehen. Sein schöner Kopf war tief zur Brust herabgesenkt und er ging langsam, wie Jemand, den eine schwere Last drückt.

Bernice's Seele wurde von einer grenzenlosen Sehnsucht nach ihm erfüllt. Eine große Versuchung erfaßte sie, auf ihn zuzustürzen, sich an seine Brust zu werfen und ihn zu beschwören, seine verlassene junge Gattin an sein Herz zurückzunehmen.

„Er würde mich nicht verstoßen, selbst wenn ich keinen Anspruch an ihn habe,“ dachte sie. „Er ist so edel und großmüthig. Nein, Eines von uns Weiden muß leiden und ich muß diese Eine sein.“

Ihr bitteres Schluchzen unterdrückend und wie ein Schatten unter Schatten kauern, wartete sie, bis Chetwynd in sein Zimmer gegangen war. Dann stand sie leise auf und näherte sich der Seitenstiege, die zum Gartenthor hinabführte.

Diese Seitenstiege war von Bernice, als sie Herrin von Chetwynd-Park gewesen war, sehr häufig benutzt worden; da dies von Seiten der Dienerschaft nicht geschah, so hatte Bernice keine Furcht, Jemandem zu begegnen.

Zögernd blieb sie einen Augenblick auf dem obersten Absatz stehen. Alles war still unten, nichts rührte sich im ganzen Hause. Sie wußte, daß Chetwynd in seinem Zimmer war und glaubte auch, daß die alte Nagen und Mont sich zur Ruhe begeben hätten. Freier athmend, fing sie jetzt an, langsamer hinunter zu gehen.

Die Stiege war eine schmale von hohen Mauern umschlossene Wendeltreppe. Bernice war in der Dunkelheit schon zur Hälfte hinunter gegangen, sich mit einer Hand an der Wand haltend, als am Fuße der Stiege eine Thür aufging und die alte Nagen, ein Licht emporhaltend, heraustrat und hinaufzusteigen begann.

Hier gab es keine freundliche Nische, sich zu verbergen. Jedes Geräusch eines Rückzuges würde die Aufmerksamkeit der Indierin erregt und die Entdeckung beschleunigt haben. Bernice blieb, unfähig, sich zu regen, an die Wand gelehnt, stehen. Das alte Weib kam geräuschlos näher. Bernice's Angst stieg immer höher.

Als die Njah auf der Mitte der Stiege angekommen war, erblickte sie plötzlich die halb von dem grauen Kleide verborgenen Füße Bernice's.

Sie blieb stehen und schaute empor.

Das war ein furchtbarer Anblick. Die Augen der alten

Ragen funkelten, als sie die junge Marquise erkannten. Die braune Hand, mit welcher sie das Licht emporhielt, zitterte so heftig, daß das Licht flackerte. Die andere braune Hand ballte sich so drohend, als wollte sie damit gegen das unglückliche Wesen einen Todesstreich vollziehen.

Wie magnetisch angezogen starrten die Beiden einander an, und Bernice's weitgeöffnete Augen leuchteten wie Sterne aus ihrem lieblichen Gesichte hervor.

Dann stieß die Mäh ein dumpfes, drohendes Geheul wie ein wildes Thier hervor.

Nun wartete aber Bernice nicht auf Thaten oder Worte. Sie sah in der Mäh die Verkörperung der wildesten Mordlust, sie las deutlich in den rollenden Augen — erkannte genau, daß die rasch zur Brust greifende Hand der Indierin nur eine tödliche Waffe suchte.

Ohne einen Schrei oder nur ein Wort hervorzubringen, richtete Bernice sich schnell auf, sprang die Stiege hinab, überrannte das alte Weib und löschte ihr Licht aus. Die Mäh fiel von Stufe zu Stufe, unfähig, sich aufzuraffen, und erhielt jene Wunden, welche Monk am nächsten Tage an ihr bemerkte.

Bernice aber rannte mit Blitzesschnelle davon und sprang hinab in die dunkle, leere, weite Halle unten. Die Gartenthür war noch offen, und zitternd und leuchtend floh sie in's Freie hinaus, sich immer im Schatten der Gebüsche haltend, bis sie in Sicherheit den Park erreicht hatte.

Wie von Furien gejagt rannte sie fort, bis sie tief im Parke an einer ganz entlegenen Stelle zusammensaß, um ein wenig auszuruhen.

Dort betete und schluchzte sie und weinte ihren Schmerz, ihre Verzweiflung und Verlassenheit aus. So vergingen die Stunden.

Lange, lange lag sie auf dem kühlen, thaufeuchten Grase im Gebüsche und überlegte, was sie thun solle.

„Es ist gut, daß ich den Kutscher, der mich nach Eastbourne brachte, bezahlt habe,“ dachte sie, „denn ich kann nicht mit ihm zurückfahren, Gilbert Monk wird gewiß morgen früh im Bahnhofe von Eastbourne sein. Ich muß zu Fuß bis zur nächsten Station gehen und von dort nach London fahren. Ich bin zwar sehr schwach — aber wenn ich mich gleich aufmache, komme ich noch zurecht.“

Und so verließ Bernice um zwei Uhr nach Mitternacht den alten Park und begann ihre mühselige Wanderung nach der nächsten Bahnstation. Sie fühlte sich nicht eher in Sicherheit, als bis Meilen zwischen ihr und ihrer alten Heimath lagen. Sie ging langsam und mußte oft rasten, da sie in Folge der großen Entbehrungen, die sie sich in der letzten Zeit hatte auferlegen müssen, sehr schwach geworden war.

Mit Tagesanbruch erreichte sie ein Dorf, welches sie auf ihren Spazierfahrten mit Lord Chetwynd oft besucht hatte, und ging zum Bahnhofe. Der Wartesaal war offen, und Bernice drückte sich in eine Ecke, wo sie verschleiert sitzen blieb, bis der Zug von Eastbourne kam. Dann stieg sie in ein Coupé für Damen und der Zug brauste weiter nach London.

So weit war Bernice in Sicherheit. Sie war allen Gefahren, die ihr Abenteuer bedroht hatten, glücklich entronnen, aber wie einsam, wie verlassen, wie elend sie war! Nie in ihrem Leben hatte sie sich so verlassen gefühlt, als in diesem Augenblicke!

Ohne Unfall gelangte sie nach London zurück. Der Mor-

gen war schon ziemlich vorgerückt und der Mittag glänzte in hellem Sonnenschein. Bernice winkte einem Wagen und ließ sich von demselben den weiten Weg in die entlegene Vorstadt zu Mrs. Sharp's Haus fahren.

Nach langer Fahrt hielt der Wagen vor dem Hause und Bernice stieg aus.

Das Hausmädchen, welches Bernice bedient hatte, öffnete auf ihr starkes Klopfen. Bernice begrüßte das Mädchen artig und wollte über die Treppe zu ihrem Zimmer gehen, aber die Dienerin hielt sie zurück indem sie kurz sagte:

„Treten Sie in den Salon, Mrs. Sharp wünscht Sie zu sehen.“

Bernice wandte sich zur Seite und betrat den kleinen Salon, der selbst an dem hellen, freundlichen Maimorgen düster und dunkel war.

Nach einigen Minuten tönten von der Halle her schwere Fußtritte, die Thür ging auf und Mrs. Sharp trat ein.

„Nun,“ sagte diese tief aufathmend, „Sie behandeln mich, als ob ich mir irgend ein Verbrechen hätte zu Schulden kommen lassen.“

Mrs. Sharp begegnete dem Blicke der klaren, muthigen blauen Augen der jungen Lady und wurde etwas erschüttert. Dieses unschuldsvolle, edle, reine Kinder Gesicht mit seiner bezaubernden Anmuth verrieth nichts als ein tiefes, verborgenes Weh, und das wirkte einen Augenblick lang auf ihre besseren Gefühle.

„Vielleicht habe ich Unrecht,“ sagte sie etwas ruhiger. „Nur müssen Sie zugeben, Miß, daß es ein übles Ansehen hatte, daß Sie gestern so geheimnißvoll verschwanden — Sie, die Sie behaupteten, in London keine Seele zu kennen — und die ganze Nacht wegblichen und heute Früh so spät zurückkommen. Und daß Sie Ihre Tasche mitnahmen, war ein Beweis, daß Sie mit Absicht fortgegangen sind. Ich glaubte, daß, da Ihre Zeit hier um ist, Sie sich vielleicht nach einer anderen Wohnung umschauten — oder daß Sie doch nicht sind, was Sie zu sein scheinen. Haben Sie eine neue Wohnung gefunden?“

„Nein, Madame, ich habe keinen anderen Zufluchtsort, als diesen.“

„Aber Sie können doch Ihre Abwesenheit von vergangener Nacht erklären, nicht wahr?“

Bernice zögerte. Das gebieterische Wesen der Frau reizte sie und sie erwiderte daher etwas hochmüthig, aber ruhig:

„Ich fuhr gestern Abend auf's Land und bin jetzt erst zurückgekehrt.“

„Sie gingen, um Freunde zu besuchen?“

„Nein, nein; ich habe keine Freunde.“

„Singen Sie, um eine Stelle zu suchen?“

„Nein, ich hatte Geschäfte,“ sagte Bernice müde.

„Geschäfte? Was für Geschäfte hatten Sie auf dem Lande?“ fragte Mrs. Sharp ungläubig.

„Ich kann Ihnen diese Frage nicht beantworten, Madame,“ sagte Bernice erglühend.

„Kommen Sie etwa in der Erwartung zurück, hier in meinem Hause zu bleiben?“ fragte Mrs. Sharp scharf.

„Ja, Madame, ich —“

„Dann beantworten Sie auch meine Fragen, Miß. Wo hin auf's Land sind Sie gestern gegangen?“

„Nach Suffex,“ sagte Bernice zögernd.

„In welchem Orte von Suffex?“

Lady Chetwynd lehnte sich gegen dieses Einbringen in ihre Angelegenheiten auf. Sie konnte ihre Abwesenheit von ihrer Wohnung nicht von Mrs. Sharp's Standpunkt auffassen. Sie hielt die Fragen der Frau für eine vollkommen ungerechtfertigte Neugierde und weigerte sich, ihr zu gehorchen. Ueberdies konnte und wollte sie auch ihr Geheimniß um keinen Preis verrathen.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wo ich war, Mrs. Sharp,“ sagte sie in würdevollem, ernstem und aufrichtigem Tone. „Ich hielt es für kein Unrecht, zu gehen, denn ich war schon früher dort und kenne den Ort sehr genau. Ich behauere, daß Sie mir nicht trauen, und kann eigentlich nicht verstehen, was Ihre Fragen bezwecken. Ich bin Ihrer Achtung würdig und habe kein Unrecht begangen.“

„Wer unschuldig ist, kann auch wohl sagen, wo er gewesen ist,“ entgegnete Mrs. Sharp finster. „Vielleicht haben Sie es dort mit einer Stelle versuchen wollen, obgleich Sie das bereits verneinten. Oder vielleicht haben Sie in der Zeitung von einem reichen, wohlthätigen Manne gelesen, der dort wohnt, und gingen hin, um bei ihm zu betteln?“

Das bleiche Gesicht Bernice's färbte sich glühendroth.

„Sie irren sich,“ sagte sie. „Ich habe nie gebettelt — ich würde lieber sterben!“

Mrs. Sharp's Züge wurden noch zorniger und finsterner.

„Sie weigern sich also, zu erklären, was Sie auf's Land geführt hat, Miß?“ fragte sie.

„Ich muß mich weigern.“

„Ist es ein Geheimniß, welches Sie nicht zu sagen wagen? Ist es mit Ihrem Vorleben verknüpft?“ fragte Mrs. Sharp schlau.

Bernice schwieg einen Augenblick, dann nickte sie stumm.

Mrs. Sharp schien über diese Zustimmung nur noch mehr erzürnt zu werden.

„Sie haben natürlich das Recht, Ihre Geheimnisse für sich zu behalten, Miß,“ bemerkte sie frostig. „Ich will mich nicht in Ihr Vertrauen drängen, betrachte aber Ihr Zimmer als frei geworden. Wenn Sie hinausgehen, werden Sie sehen, daß ich Ihr Zimmer bereits wieder angekündigt habe. Ich werde Sie nicht länger hier zurückhalten.“

Sie machte eine Geberde, daß Bernice sich entfernen möge, aber diese machte keine Bewegung, zu gehorchen. Ihre ganze Armuth und Hilflosigkeit stürmte mit erdrückender Gewalt auf sie ein. Sie sah jetzt, daß es wahnsinnig von ihr gewesen war, nach Suffer zu gehen und der wilden Sehnsucht, ihren Vatten zu sehen, zu gehorchen. Sie konnte ihre Geschichte nicht erzählen, aber was sollte sie thun, wenn Mrs. Sharp sie wieder auf die Straßen Londons hinausstoßen wollte?

„Ich kann nicht gehen,“ sagte sie mit flehentlichem Blicke auf Mrs. Sharp. „O, Madame, lassen Sie mich bleiben, wenn auch nur heute Nacht. Ich kenne Niemanden in London und ich habe kein Geld — sehen Sie!“

Sie nahm das einzige kleine Geldstück, das sie noch vor dem Hungertode schützen sollte, aus ihrer Börse und legte es auf die flache Hand.

„Das ist Alles, was ich noch in der Welt besitze,“ sagte sie, „und ich habe heute noch nichts gegessen. Schicken Sie mich nicht fort, Mrs. Sharp ehe ich nicht eine Stelle gefunden habe.“

Mrs. Sharp's strenge Züge sänsftigten sich nicht.

„Ich glaube nicht, daß Sie je eine Stelle finden werden,

Miß Gwyn!“ rief sie aus. „Niemand braucht eine Gouvernante mit einem Geheimnisse, die eine ganze Nacht lang herumwandert, ohne zu sagen, wo sie gewesen ist. Sie können keine Stunde mehr hier bleiben, und da Sie in London keine Arbeit finden werden, so thäten Sie besser, dahin zurückzukehren, von wo Sie gekommen sind. Ich glaube kein Wort mehr von dem, was Sie mir früher über sich erzählten. Sie können mich nicht länger betrügen — gehen Sie!“

„Aber Mrs. Sharp,“ flehte Bernice, welcher die ganze Trostlosigkeit ihrer Lage immer klarer wurde; „ich weiß nicht, wohin ich gehen soll!“

„Gehen Sie dorthin, wo Sie in der vergangenen Nacht waren.“

Lady Chetwynd erblickte und begann heftig zu zittern.

„Dort kann ich nicht hingehen,“ sagte sie, „und ich habe kein Geld!“

„Kein Geld, während Sie Uhr und Kette und Schmuck tragen! Sie werden nicht verhungern, Miß, wenn Sie auch vorgeben, so furchtbar unschuldig zu sein,“ höhnte Mrs. Sharp.

Bernice schaute ihre Uhr und Kette an, Geschenke, die sie von Gilbert Mont im Laufe des letzten Jahres erhalten hatte. Sie hatte die Uhr ob ihrer Nützlichkeit geschätzt, aber nie ihren Geldeswerth in Betracht gezogen. Sie verstand Mrs. Sharp soweit, daß sie ihren Schmuck verkaufen könne, aber sie wußte nicht, an wen sie sich in ihrer Noth wenden könnte.

„Wollen Sie meine Uhr nehmen und sich damit für Ihre Wohnung bezahlt machen?“ fragte sie eifrig mit einem Hoffnungsschimmer.

„Nein, ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie um keinen Preis unter meinem Dache haben will,“ entgegnete Mrs. Sharp ärgerlich. „Verstehen Sie eine klare Antwort nicht? Wir sind fertig mit einander, Miß Gwyn, wenn dies überhaupt Ihr Name ist, woran ich noch zweifle, und Sie sollten mein Haus lieber verlassen, ehe ich Sie durch einen Polizeimann hinauswerfen lasse!“

Diese in lautem, drohendem Tone ausgesprochene Beschimpfung wirkte. Entrüstet und ohne ein Wort weiter zu sagen, verließ Bernice das Zimmer und eilte auf die Straße hinaus.

Die Hoffnung regte sich in ihr, als sie die Entrüstung überwunden hatte. Sie verbannte alle Gedanken an ihren Kummer und ihre Verlassenheit und widmete sich ganz der Aufgabe, ein Obdach zu finden. Sie blieb vor vielen Häusern, wo Zimmer angekündigt waren, stehen, aber all' ihr Fragen und Suchen blieb erfolglos.

Stunde um Stunde wanderte sie fort. Es wurde Nachmittag, Abend, Nacht. Wie aus einer Betäubung fuhr sie endlich auf, als sie eine Thurmuhr Zehn schlagen hörte.

„So spät!“ murmelte sie. „Ich gehe seit dem Morgen ununterbrochen. Wo soll ich heute Nacht schlafen?“

Sie schaute sich um und sah, daß sie in einem ihr ganz fremden, düsteren, schmutzigen Stadtviertel war. Sie bemerkte, wie die verschiedenartigsten Menschen an ihr vorbeischlüpften, und das war kein Wunder, denn ihr stundenlanges, planloses Wandern hatte sie in jenes Stadtviertel gebracht, in welchem alle nach London verschlagenen Abenteurer fremder Nationen ihre Schlupfwinkel haben, jenes Stadtviertel, das man Leicester-Square nennt.

Sie war jetzt zu müde, um weiter zu gehen, und so schwach und hungrig, daß sie nur an die Befriedigung des

Magens denken konnte, denn selbst die kargliche Nahrung, die sie sich in den letzten Wochen gegönnt, hatte sie nach der schlaflosen Nacht und dem anstrengenden Tage entbehren müssen.

„Ich kann nicht weiter gehen,“ sagte sie zu sich selbst; „ich muß mich setzen und ruhen. Ach, ich bin sehr müde!“

Sie setzte sich auf eine Thürschwelle und der Schimmer einer Gaslampe fiel auf ihr Gesicht. Sie hatte ihren Schleier zurückgeschlagen und ihr bleiches Gesicht leuchtete wie ein Stern im Lampenschimmer.

Männer zogen lachend und scherzend an ihr vorbei und rebeten sie auch an, aber sie achtete nicht auf sie; Frauen glitten wie Schatten an ihr vorüber und blieben in einiger Entfernung stehen.

Es war, als ob ihr das Wort „heimathlos“ auf der Stirne geschrieben stünde, aber Niemand sprach sie an. Sie saß da inmitten von Gefahren und Lasterhaftigkeit, aber sie wurde nicht berührt davon.

Ein Mann kam die Straße heraufgeschlendert, auf seinem Wege zu einem benachbarten Spielhause. Er war seinem Aussehen nach kein Fremder, sondern ein Engländer. Er hielt sich im Schatten, als fürchtete er sich, erkannt zu werden.

Er ging an Vernice vorüber und der Schimmer der Gaslampe fiel hell auf sein häßliches, verschmitztes Spitzbubengesicht. Etwas in der Haltung und Kleidung Vernice's schien ihm bekannt zu sein, denn er wandte sich um, als er schon an ihr vorbei war, schaute zurück und näherte sich ihr dann rasch. Er trat auf sie zu und packte sie beim Arme, ehe Vernice ihn noch bemerkt hatte.

„Ja, ich habe Sie endlich gefunden!“ rief er heiser aus. „Es ist Miß Gwyn!“

Vernice fuhr mit einem lauten Angstschrei auf. Etwas in dem wildtriumphirenden Gesichte des Mannes flößte ihr eine seltsame Furcht ein. Monk hatte sie immer ehrerbietig und liebevoll behandelt, und Mrs. Crowl und Flack waren ihr stets gehorsame, ergebene Diener gewesen. Sie betrachtete Monk noch immer als ihren einzigen, besten Freund. Woher dann plötzlich dieses seltsame Entsetzen vor Monk's vertrautem Diener?

Sie machte ihren Arm von Flack frei und sagte hochmüthig, doch ohne aufzustehen:

„Sie vergessen sich! Wie können Sie es wagen, mich zu berühren?“

„Ich bitte um Verzeihung, Miß,“ sagte Flack, demüthig in seine Bedientenrolle zurücksinkend. „Ich vergaß mich ganz in der Aufregung, als ich Sie so plötzlich sah. O, Miß, wo waren Sie so lange? Der gnädige Herr war ganz verzweifelt und Mrs. Crowl ist fast krank vor Kummer. Sie und ich warteten hier in London, um Sie zu finden. Unsere Wohnung ist in der Nähe. Lassen Sie mich Sie zu Mrs. Crowl führen.“

„Nein, nein, ich kann nicht zu ihr gehen.“

„Wo wollen Sie aber denn hingehen?“ fragte Flack ehrerbietig, der sehr wohl errathen hatte, wie arm und verlassen sie sein mußte.

„Ich weiß es nicht,“ sagte Vernice matt, „aber nicht dorthin.“

„Mr. Monk ist in Suffer,“ sagte Flack, ihr liebliches, bleiches, abgekehrtes Gesicht forschend betrachtend. „Wollen Sie nicht wenigstens für diese Nacht zu Mrs. Crowl kommen? Wenn Sie Geld brauchen, Miß, sie wird's Ihnen geben.“

Wenn Sie eine Stelle als Gouvernante suchen, welche Absicht Sie gegen Mrs. Crowl schon ausgesprochen haben, so wird sie Ihnen eine solche verschaffen. Sie brauchen Mr. Monk nicht wieder zu sehen, wenn Sie es nicht wünschen. Kommen Sie nur mit mir zu Mrs. Crowl, sie bereitet eben ein prächtiges Abendessen von warmem Braten und Thee,“ fügte er schlau hinzu.

Vernice überlegte. Sie hatte sich dem Schutze Monk's entzogen, weil er sie als Ersatz für die ihr erwiesene Güte hatte heirathen wollen, aber wahrlich, sie konnte Mrs. Crowl's Schutz für eine einzige Nacht annehmen.

Sie konnte nicht in den Straßen bleiben, sie war müde und hungrig und fürchtete sich vor den Vorübergehenden, die sie anstarrten. Sie ahnte nichts Böses und noch weniger, daß Monk und seine Helfershelfer ihre Feinde waren.

„Ich will zu Mrs. Crowl gehen,“ sagte sie endlich, „aber nur für die heutige Nacht. Morgen muß ich wieder fort. Zeigen Sie mir den Weg, Flack, ich folge Ihnen.“

Hätte sie sich geweigert, ihn zu begleiten, Flack würde sie gewaltsam fortgebracht haben; so aber war er ganz vergnügt, daß sie ihm so leicht in die Falle gegangen war, und schlenderte langsam dem Hause zu, wo er und Mrs. Crowl wohnten, während Vernice erschöpft folgte.

Dreihundvierzigstes Kapitel.

Als der Marquis mit seinen Gästen in Chetwynd-Park ankam, führte er Mr. Tempest und den Detektive Mr. Bisset in die Bibliothek. Hier wiederholte er auf Mr. Bisset's Bitten die ganze Geschichte von dem Erscheinen des Gespenstes mit allen Einzelheiten vom Anfang bis zu Ende. Der Polizeimann ließ sein bisheriges affectirtes Wesen fallen, lauschte mit großem Interesse und verrieth durch Fragen und Bemerkungen einen so scharfen, durchdringenden Verstand, daß Lord Chetwynd seine frühere Meinung fallen ließ und Achtung und Vertrauen zu ihm gewann.

„Ich soll also zugleich mit Ihrem wirklichen Gaste, Mr. Tempest, als Ihr Gast gelten, mein Lord,“ sagte der Offizier, als Lord Chetwynd seine Mittheilungen beendet hatte. „Wie viele Personen in Ihrem Hause kennen mich nach meinem wahren Charakter?“

„Miß Monk, Mr. Monk, Mr. Tempest und ich selbst,“ war die Antwort. „Die gesamte Dienerschaft, vom Haushofmeister angefangen, kennt weder Ihren Namen, noch weiß sie, was Sie hier zu thun haben. Es wurde ihnen gesagt, daß ich einen Gast erwarte.“

„Ich wünschte sogar, daß auch Miß und Mr. Monk mich nur als Eurer Lordschafft Gast betrachteten,“ sagte der Detektive. „Männer von meinem Berufe arbeiten gerne im Geheimen. Die meisten jungen Damen haben irgend eine vertraute Dienerin, der sie einen großen Theil ihrer Geheimnisse anvertrauen, und diese Dienerinnen sind meist Plaudertaschen. Wenn Miß Monk zum Beispiel ihrer Dienerin sagt, wer ich bin, sagt es diese allen anderen Dienern im Hause, bis schließlich die gesamte Dienerschaft vor mir auf ihrer Hut ist.“

„In diesem Falle brauchen Sie keine Angst zu haben, Mr. Bisset,“ sagte Lord Chetwynd mit schwachem Lächeln. „Miß Monk's Dienerin ist bei der gesamten Dienerschaft

des Hauses nicht nur gefürchtet, sondern sie wird auch gründlich gehaßt."

"Wirklich, mein Lord, wie kommt das?"

"Miß Mont's Dienerin ist ein altes, indisches Weib; sie war einst Miß Mont's Amme und hat ihren Säugling nicht mehr verlassen. Die Hingebung der alten Indierin an ihre Herrin hat etwas Wunderbares, und Miß Mont erwidert ihre Neigung in fast gleichem Grade. Die Diensteute haben ein Vorurtheil gegen die arme, alte Nagen, die an ihrer indischen Religion festhält, und halten sie für eine Hexe; sie wollen mit dem armen, alten Geschöpf nicht essen und sie verkehrt nie mit den andern Dienern. Kurz und gut, die alte Nagen steht ganz allein hier und Sie haben nichts zu fürchten, daß sie das Vertrauen ihrer Herrin mißbrauchen wird."

"Ich möchte das alte Weib gerne irgendwo im Hause treffen," sagte Bisset sorglos. "Wie ich Ihnen sagte, mein Lord, ich bin in Indien geboren, habe dort meine Kindheit und fünf Jahre als Mann verlebt. Ich kenne die Eingeborenen sehr genau und habe ihren Charakter in der Absicht studirt, ein Buch über Indien, dessen Bewohner und ihre Gebräuche zu schreiben. Aber um zu unserer Angelegenheit zurückzukehren. Wollen Sie mich in den Wintergarten, in den Salon und in's Musikzimmer führen und mir genau die Plätze zeigen, an welchen Ihnen das Gespenst — wir wollen Ihren Besuch vorherhand noch ein Gespenst nennen, mein Lord — erschienen ist?"

Chetwynd bejahte und fragte Tempest, ob er sie begleiten wolle.

"Wenn es Ihnen angenehm ist, gewiß," sagte der Gelehrte. "Ich interessire mich für dieses Geheimniß, mein Lord, und bitte, bei seiner Enthüllung helfen zu dürfen. Nehmen Sie mich in Ihr Vertrauen. Lassen Sie mich mit Ihnen arbeiten. Mein Interesse in dieser Angelegenheit ist größer, als Sie errathen können."

Der Detektive warf einen forschenden Blick auf Tempest, dessen strenges, theilnahmsloses Gesicht nichts von seinem Geheimnisse verrieth.

Dennoch sah Bisset etwas in dem großen, dunklen Gesichte, das seinen Blick fesselte.

Von nun an schaute er den Naturforscher sehr häufig, obwohl scheinbar gleichgiltig, doch mit forschenden, prüfenden Blicken an.

Offenbar entdeckte er, daß Mr. Tempest ein mehr als gewöhnliches Interesse an dieser verstorbenen jungen Lady Chetwynd nahm, und da es sein Beruf war, Geheimnisse zu ergründen, so zog auch dieses seine Aufmerksamkeit an.

"Kommen Sie nur mit uns, Mr. Tempest," sagte Lord Chetwynd, den Arm seines Freundes fassend. "Ich bin Ihnen dankbar für Ihr freundliches Interesse an meinen Angelegenheiten. Hier, diesen Weg!"

Er führte Tempest und den Detektive in den Salon und in's Musikzimmer und bezeichnete ihnen die Stellen, wo Bernice zuerst und zuletzt erschienen war, erzählte, wie sie seiner Verfolgung entronnen, indem sie durch den Wintergarten gelaufen und dann durch eine offene Thür in's Freie verschwunden war.

Mr. Bisset ging durch den ganzen Wintergarten und sagte dann:

"Mein Lord, ich will die Lösung dieses Geheimnisses übernehmen, aber ich wünsche, daß Sie die ganze Angelegenheit unbeschränkt in meine Hände geben. Erlauben Sie mir, in Ihrem Hause nach eigenem Willen aus- und einzugehen, die Dienerschaft auszuforschen, einen Nachtschlüssel zu einer Ausgangsthür zu haben, und mich in jeder Beziehung wie ein selten bevorzugter Gast, oder wie ein Mitglied Ihrer Familie zu benehmen."

"Sie sollen thun dürfen, was Sie wollen, Mr. Bisset," sagte der Marquis. "Ich überlasse die Führung dieser Angelegenheit ganz Ihren Händen."

Dann führte er seine Gäste auf ihre Zimmer und etwas später wurde das Gabelfrühstück aufgetragen.

Miß Mont erschien nicht bei demselben; aber Gilbert kam und trug ein auffallend fröhliches und burschikoses Wesen zur Schau. Chetwynd stellte ihn seinen beiden Gästen als seinen Stiefbruder vor, und Mont begrüßte Beide sehr höflich. Mr. Bisset nahm vor ihm wieder sein affektirtes Wesen an und benahm sich wie ein Geck, an dessen Verunstüchtigkeit sehr zu zweifeln war. Mont empfand einen gewissen Grad von Verachtung für ihn.

"Es ist keine Gefahr vorhanden, daß der Mensch mich durchschaut," dachte er. "Ich war vorbereitet, einen durchtriebenen Mann zu finden. Wenn ich nur wüßte, wo Bernice ist, möchte ich ihn auslachen."

Man setzte sich zur Tafel.

"Sie haben natürlich schon die ganze Geschichte von dem Gespenst der Marquise gehört, Mr. Bisset," sagte Mont während einer Gesprächspause zu dem Detektive mit dem Ausdruck einer gewissen Ueberlegenheit. "Sie sind ja wohl der Offizier, der die ganze Sache aufklären soll. Chetwynd-Park hat, obwohl eine der großartigsten Besitzungen Englands, bis jetzt des seltenen Reizes eines wirklichen Geistes entbehrt. Dieser Fehler scheint endlich beseitigt zu sein und man kann wohl sagen, daß es in dem Parke wirklich spukt."

Der leichtfertige Ton dieser Worte und die Anspielung auf Lady Chetwynd, deren Name der Marquis noch immer nicht ohne Schmerz hören konnte, überraschte Mont's Zuhörer und widerte sie an. Er hatte gedankenlos und oberflächlich erscheinen wollen und hatte sich eigentlich roh und herzlos gezeigt.

"Vielleicht könnten Sie mir einige Anhaltspunkte geben, Mr. Mont," sagte der Detektive ruhig.

Gilbert Mont erschrak unwillkürlich. Er glaubte eine Sekunde lang eine besondere Bedeutung in Mr. Bisset's Ton zu erkennen. Im nächsten Augenblicke hatte er sich jedoch gesammelt und war bereit, über seine Thorheit zu lachen.

"Ich?" rief er aus. "O, nein! Ich war weder so glücklich, noch so unglücklich, den Geist zu sehen."

"Lord Chetwynd sagte mir, daß Miß Mont ihn gesehen habe."

"Ganz recht, meine Schwester sah ihn. Und dennoch, wäre der Spitzenbesatz nicht vorhanden, den Lord Chetwynd dem Gespenste vom Arme riß, ich würde die Erscheinung bloß für eine optische Täuschung von Seite des Marquis und meiner Schwester halten."

(Fortsetzung folgt.)

Eleanor.

Roman von Mary Dobson.

(Fortsetzung.)

„Es that Euch leid? Weshalb aber?“ fragte der unverbesserliche Job.

„Ich hätte ihn im Leben gern noch einmal gesehen und gesprochen, und bedauerte aufrichtig seine Enkelin, die nun allein unter dem Schutze ihres Vaters steht. Ihr kennt ihn noch besser als ich, Job!“

„Ich weiß nichts Nachtheiliges von ihm zu sagen; er ist mir ein guter Herr gewesen, wie auch seiner Tochter ein guter Vater!“

„Das freut mich zu hören, denn auch ich hege keinen Groll mehr gegen Richard Relydale.“

„Sir Richard,“ unterbrach ihn der alte Diener mit Nachdruck.

„Nun ja, Job, Sir Richard! Aber wo ist er, wo kann ich ihn finden?“

„Nicht hier; er ist verreist — schon lange — —“

„Auch seine Tochter, Job? Ist Miss Relydale bei ihrem Vater?“ fragte Maurice hastig und mit flammenden Blicken.

Job Fritton, bei dem ihm tief innemohnenden Haß gegen Maurice Hope, war in großer Versuchung, diese Frage zu bejahen; allein er fürchtete die Folgen, sobald dieser die Wahrheit entdeckte, da ihm seine leidenschaftliche Hestigkeit zur Genüge bekannt war, und sagte zögernd und ausweichend:

„Miss Relydale hat Sir Richard nicht begleitet!“

„Nun, Job, so bringt Eurer jungen Herrin diesen Brief — er hatte ein versiegeltes Schreiben aus seiner Brusttasche genommen — und sagt ihr, daß ich unter den Buchen, die Sir William so sehr liebte, ihrer oder ihrer Antwort harre!“

„Ich kann Euch den Brief nicht besorgen,“ entgegnete Job, indeß seine Züge seine befriedigte Schadenfreude verriethen, „denn Miss Eleanor ist nicht, wie Ihr anzunehmen scheint, in Awer Court — sie ist bei Mr. Prayse.“

„So bringt den Brief dorthin!“

„Ich bin kein Diener des Verwalters meines Herrn, und Ihr müßt Euren Brief selbst besorgen, wenn er Eile hat. Sonst bleibt er liegen, bis Miss Relydale nach Awer Court zurückkommt!“

Und zufrieden mit dem, was er gethan, begleitete Job Fritton seine Worte mit lebhaftem Kopfnicken.

„Dann will ich Euch nicht weiter bemühen, Job,“ erwiderte, zum Erstaunen des boshaften Alten, der junge Mann ruhig, „sondern gleich selbst gehen. Eins aber könnt Ihr mir wohl noch sagen: habt Ihr jemals gehört, daß Miss Relydale meines Namens erwähnt, oder von mir gesprochen hat?“

Diese Frage kam dem schlauen, rachsüchtigen Job Fritton sehr gelegen, denn sie bestätigte ihm nicht allein die Vermuthung, die er längst gehegt, sondern gab ihm auch Gelegenheit, gegen den jungen Mann einen empfindlichen Streich zu führen, und mit ernstem Gesichte erwiderte er:

„O, nach ihrer Meinung kann Niemand sich mit Mr. F. messen!“

„Was sagt Ihr da?“ rief bebend vor Aufregung Maurice.

„Was ich sage? Die volle Wahrheit; sie hat noch diesen Morgen mit mir von Mr. Hope gesprochen!“

Diese Antwort war mehr, als er erwartet, und ohne ein weiteres Wort zu verlieren, verließ er Job Fritton, der ihm höhnisch lächelnd nachblickte und sich vergnügt die Hände rieb.

Maurice schlug den Weg nach der Verwalterwohnung ein und sagte halblaut in freudiger Aufregung:

„So hat meine Liebe doch den Sieg davon getragen, und sie ist entschlossen, die Meine zu werden!“

Sich diesen glücklichen Gedanken weiter ausmalend, fiel es ihm nicht ein, daß Job Fritton auch von seinem Bruder gesprochen haben könne. Er dachte sich diesen und Miss Relydale als fremd einander gegenüber stehend, denn er erinnerte sich noch sehr wohl der gegenseitigen Meinung, die sie im vergangenen Sommer von einander gehegt und gegen ihn ausgesprochen. Da er während des ganzen Jahres ohne Nachricht geblieben, so wußte er auch nicht, daß Archibald Sir William's Testamentsvollstrecker und Eleanor's Vormund geworden, und hatte keine Ahnung davon, in welchem Verhältniß jetzt sein Bruder zu der schönen Erbin von Awer Court stand.

Schnell durch den Wald dahinschreitend, gelangte er bald an eine Stelle, wo das rege, geschäftige Treiben der Holzarbeiter ihn bewog, einen Augenblick zuzuschauen. Es war die letzte Woche, die sie in Carrisford zubrachten, die Arbeitszeit ging zu Ende und es blieb noch viel zu thun übrig, deshalb ertönten ununterbrochen Art und Säge, und die Lokomotiven dampften mit ihren Lasten lustig auf den Schienen dahin.

Als er, von diesem ungewohnten Anblick gefesselt, einige Minuten dagestanden, trat plötzlich einer der Aufseher zu ihm, und sagte in unverkennbar schottischem Dialekt:

„Guten Morgen, Mr. Hope!“

„Wie? Kennt Ihr mich!“

„Ja, an der Ähnlichkeit mit unserem Herrn! Waret Ihr nicht schon vergangenen Sommer hier, Sir?“

Maurice Hope überhörte diese Bemerkung und fragte dagegen schnell:

„Wie geht es Eurem Herrn? Habt Ihr ihn kürzlich gesehen?“

„Mr. Hope ist hier, Sir!“

„Mein Bruder — mein Bruder Archibald hier? Ich danke Euch für diese gute Nachricht, mein Freund — aber sagt mir nun auch, wo ich ihn möglicherweise finden kann.“

„Er wird bei Mr. Prayse sein, Sir! — Ich habe ihn wenigstens dort hingehen sehen!“

Maurice Hope folgte diesem Wink und ging rasch dem Verwalterhause zu. An der Gartenpforte angelangt, mußte er einige Sekunden stillstehen, denn es bemächtigte sich seiner ein beängstigendes Gefühl, und sein Herz klopfte lauter, als er es bisher empfunden. Er überwand jedoch diese Schwäche

und trat in den wohlgepflegten Garten, überzeugt, in irgend einer Laube oder an einem schattigen Platz Miß Kelydale und ihre Gesellschafterin zu finden

Plötzlich blieb er, wie von einem Zauber gebannt, unbeweglich stehen, denn in einiger Entfernung von ihm, so daß sie ihn nicht sehen konnten, verließen sein Bruder Archibald und Eleanor Kelydale das Gartenhaus. Lächelnd und erröthend senkte sie die Augen, indeß er sich zu ihr niederbeugte und vernehmlich sagte:

„Du mußt mich zu Ende hören, Elley, und nicht so mitten in meiner Erzählung mich verlassen!“

„Du wirst mich doch nicht dazu zwingen wollen?“ erwiderte lächelnd seine Gesährtin.

„Gewiß, Geliebte!“ ertönte es von den Lippen Archibald Hope's, während er seinen Arm um die schöne Gestalt legte, die sich einen Augenblick vertrauend an ihn schmiegte, dann aber entsetzt zurückfuhr, während auch ihr Begleiter sich einer peinlichen Empfindung nicht erwehren konnte, denn finster und drohend stand ihnen Maurice gegenüber.

Drittes Kapitel.

Keine Ausföhnung.

Wenngleich die Erscheinung seines Bruders einige Bessergnug in Archibald weckte, wollte er noch immer nicht an den Beweggrund seiner Rückkehr nach Carrisford glauben.

Als die erste Ueberraschung vorüber war, trat er daher zu ihm und sagte, ihm seine Hand reichend:

„Maurice, ich sehe Dich also nach langer Trennung wieder?“

Dieser aber blickte ihn voll unbefreiblichen Hasses an und rief mit Donnerstimme:

„Zurück! — zurück! — oder ich tödte Dich!“

Archibald ließ sich durch diese heftigen Worte nicht abschrecken, sondern sagte in begütigendem Tone:

„Rein, Maurice, nein! so dürfen wir uns nicht gegenüberstehen!“

„Weißt Du, weshalb ich zurückgekommen bin? Hast Du gehört — von ihr gehört — daß Eleanor Kelydale im Angefichte des Himmels meine versprochene Braut ist?“

„Ich habe es allerdings gehört, allein — —“

„Spare weitere Worte, denn ich sehe, wie die Dinge stehen! — Du hast meine Abwesenheit wohl benutzt — ihr die Sache Deinen Wünschen entsprechend vorgestellt, und sie glaubt, mir ihr Wort nicht halten zu brauchen! — Gestern noch standest Du in meiner Hochachtung wie kein anderer Mensch — heute dagegen sehe ich in Dir meinen bittersten Feind, den ich hasse und verachte!“

„Maurice, ich bedauere von Herzen, diese Worte von Dir vernommen zu haben, die so wenig im Einklang mit der früheren Liebe zu mir stehen.“

„Mr. Hope,“ begann nun auch mit flehender Stimme Eleanor, „hören Sie doch nur eine Erklärung — —“

„Es bedarf deren nicht, denn ich sehe ja, wie die Dinge hier stehen!“

„Dennoch mußt Du mich anhören, Maurice, wir müssen uns verständigen — —“

„Ich will Dich ruhig anhören, wenn Du mir die Versicherung giebst, daß Eleanor Kelydale Dir gleichgiltig ist!“

„Das kann ich Dir nicht sagen, Maurice, denn ich liebe sie mit der ganzen Gluth, die zu empfinden ich fähig bin.“

Diese Worte versetzten den jüngeren Bruder in die höchste Aufregung. Mit geballter Faust, einen furchtbaren Fluch ausstosend, näherte er sich Archibald, und wer weiß, was geschehen wäre, hätte sich nicht Eleanor schnell zwischen die Brüder geworfen.

„Nein, nein!“ rief sie, „Ihr Beide, die Ihr so allein auf der Welt steht, und bisher in herzlicher Liebe und Einigkeit gelebt habt, dürft und sollt nicht so zu einander reden! Hören Sie Ihres Bruders Erklärung,“ wandte sie sich dann an Maurice — —

„Ja, höre mich —“ bat auch Archibald.

Allein Maurice, der bei Miß Kelydale's Anrede seine Hand hatte sinken lassen, entgegnete:

„Verzeihen Sie, Miß Kelydale, daß ich in meiner Hefigkeit selbst Ihre Anwesenheit vergaß, aber ich konnte auf einen solchen Empfang nicht gefaßt sein! — Einer weiteren Erklärung jedoch bedarf es nicht,“ fügte er, seinen Bruder anblickend, in verändertem Tone hinzu, „Du hast mir vergangenen Sommer mein Geheimniß zu entlocken gewußt, ich habe Dir arglos meine Geschichte mitgetheilt, und Du, vom Zufall und Glück begünstigt — —“

„Maurice,“ entgegnete ernst der ältere Bruder, „ich glaubte nicht an die Dauer Deiner Liebe, konnte an diese selbst nicht glauben, da Du Diejenige, die Du zu lieben vorgeibst, so unaussprechlich elend gemacht, deren Haß Du Dir durch Deine fortwährenden Drohungen zugezogen hast!“

Maurice Hope's Züge verfinsterten sich bei diesem Vorwurf; seine Stirnsalte trat wieder hervor, und er erwiderte mit zorniger Stimme:

„Du sprichst da von Dingen, die Dich nicht kümmern — ich bin Dir keine Rechenschaft schuldig über das, was früher geschehen! — Ich dagegen kann Rechenschaft fordern — —“

„So hören Sie mich an, Maurice Hope,“ sprach hastig Eleanor, „verlasse uns, Archibald, Dein Bruder hat Recht, wenn er von mir zu hören erwartet, wie Alles zugegangen!“

Archibald zögerte; er mochte die Geliebte mit seinem heftigen, erzürnten Bruder nicht allein lassen. Diese mußte seine Gedanken ahnen, denn sie blickte ihn zugleich bittend und beruhigend an, worauf er, noch immer zögernd, einen anderen Weg einschlug.

Viertes Kapitel.

Maurice Hope und Eleanor Kelydale.

Als Archibald Hope's hohe Gestalt unter den Bäumen verschwunden war, sprach Eleanor nach einer längeren Pause:

„Mir bleibt nur wenig zu erklären übrig, Mr. Hope; doch müssen Sie erfahren, auf welche Weise Ihr Bruder mein Freund geworden, und mir in Noth und Gefahr uneigennützig zur Seite gestanden.“

Des jungen Mannes Stirn umdüsterte sich bei diesen Worten, und in kaltem, abweisendem Tone erwiderte er:

„Bemühen Sie sich nicht, Miß Kelydale, mir die seltenen Vorzüge und Tugenden meines Bruders auseinander zu

sehen, der mir in jeder Beziehung so sehr überlegen ist! Dennoch steht seine Liebe zu Ihnen der meinigen nach, da seine ruhige Natur nicht so tief und glühend zu empfinden vermag, wie ich!"

"Sie müssen hören, wie er meines Großvaters Freund geworden, und diesem das feierliche Versprechen ablegte, stets über mein Wohl und Glück zu wachen," erwiderte Eleanor Relydale.

"Und wie natürlich es unter diesen Verhältnissen war," unterbrach Maurice die Sprecherin, "daß er der Versuchung, Sie zu lieben, nachgab, und mich und meine früheren Rechte darüber vergaß! — O, Miß Relydale! es fällt mir schwer, dies von meinem Bruder zu glauben, der früher in seiner Ehrenhaftigkeit mir unerreichbar schien, und dem ich vielmehr zugetraut, daß er um meinerwillen seine Liebe und Leidenschaftlichkeit zu Ihnen überwinden könnte. Da nun unsere Meinungen in Bezug auf ihn so sehr von einander abweichen, so lassen Sie uns nicht weiter von ihm reden!"

"Dann bleibt mir kaum noch etwas zu sagen übrig!"

"Ich meine doch, Miß Relydale," entgegnete Maurice finster.

"Maurice Hope," erwiderte Eleanor heftiger, als sie bisher gesprochen, "Sie halten sich für bitter gekränkt und beleidigt, und sehen in mir ein Mädchen, das Ihnen in der Zeit der Noth ein Versprechen ablegte und Hoffnungen erregte, welche sie nicht zu erfüllen gedachte! — Sie betrachten sich als meinen Verlobten, und doch ist Ihnen gegenüber nie ein Wort der Liebe über meine Lippen gekommen, denn Sie haben mein Leben getrübt von dem Augenblicke an, da ich Sie zuerst gesehen; Sie haben mir jede Freude und jedes Glück geraubt, zu denen meine Jugend mich berechnete! Wie mögen Sie da noch an die Erfüllung des unglücklichen Versprechens denken?"

"Ich denke nicht allein daran, sondern ich bestehe darauf, denn ich liebe Sie, Miß Relydale, ich liebe Sie mit der ganzen Kraft meiner Seele, und diese Antwort ist die einzige, die ich Ihnen auf alle Einwendungen zu geben vermag!"

"Unmöglich! Unmöglich! Dies ist nur ein Werk der Rache gegen meinen Großvater, die Sie seit Jahren genährt haben, wie auch Ihres Stolzes, dem ich zum Opfer fallen soll!"

"Glauben Sie wirklich, Miß Relydale, nach Allem, was vorhergegangen, daß meine Liebe eine Unmöglichkeit ist? So lassen Sie mich Ihnen sagen — Sie erinnern —"

"Wozu, Mr. Hope? Wozu jene schrecklichen Erinnerungen wieder wecken, die endlich ruhen und vergessen sein sollten? Sagen Sie mir vielmehr, weshalb Sie gekommen sind und was Sie von mir erwarten?"

"So wollen wir, wie Sie es wünschen, die Vergangenheit ruhen lassen, Miß Relydale, aber ich muß Sie dennoch daran erinnern, daß Sie vor einem Jahr in Job Fritton's Waldbewohnung geschworen, mein Weib zu werden. Als ich von dem Unfall, den das verhängnißvolle Zusammentreffen mit Ihrem Vater zur Folge hatte, genesen war, verließ ich Frankreich, entsagte meiner Stellung, die mir zu Ehren und Ansehen verholfen hätte, und ging nach Amerika, wo es mir schnell gelang, eine sorgenfreie, ehrenvolle Existenz zu gründen. Wäre das Gegenheil der Fall gewesen, so hätte Niemand mich in Europa wiedergesehen, so aber eilte ich mit frohem, leichtem Herzen zurück, zurück zu Derjenigen, auf deren Wort

ich gebaut, die es aber unterdeß gebrochen, um meinem Bruder Ihre Liebe zuzuwenden!"

Maurice Hope hatte diese Worte mit tiefer Empfindung gesprochen, indeß seine Augen traurig zu Boden gesenkt waren. Eleanor entging dies nicht, und in theilnehmendem Tone erwiderte sie:

"Sie werden es überwinden, Mr. Hope! Versuchen Sie die Vergangenheit zu vergessen, und mit der Ihnen zugefügten Leid zu vergeben! — Sellen Sie großmüthig gegen mich; geben Sie mir mein übereiltes Versprechen zurück, und ich will Sie hinfort als meinen Freund, als meinen Bruder ansehen!"

Eine merkliche Veränderung ging bei diesen Worten in den Zügen des jungen Mannes vor. Jeder weiche, milde Ausdruck verschwand aus denselben, und heftig entgegnete er:

"Nein, ich kann, ich will Ihnen Ihr Wort nicht zurückgeben!"

"Was — was aber beabsichtigen Sie weiter zu thun?" fragte Eleanor stoßend.

"Ich werde fortan in Carrisford bleiben, oder Ihnen folgen, wohin Sie auch gehen, um Sie zu verhindern, Ihren Eid zu brechen. Denn nur mein Tod wird Ihr Wort lösen!"

"Wie können Sie nur so grausam sein?"

"Werde ich nicht noch grausamer behandelt, Miß Relydale? Was wird mir in meiner Trostlosigkeit, in meiner Verzweiflung zu Theil? Sagen Sie nicht selbst, Sie, die ich so grenzenlos geliebt, daß Sie nie die Absicht gehabt, mir Ihr Wort zu halten?"

"Das ist nicht wahr, denn es war mein fester Entschluß, mein gegebenes Wort einzulösen," entgegnete Eleanor mit ruhiger Würde.

"Wirklich? Sie wollten erfüllen, was Sie mir vor einem Jahr gelobt?"

"Wenn Sie kein Mitleid mit mir haben — wenn Sie mich durch Ihre Weigerung langsam, aber sicher tödten wollen — wenn Sie nicht den edlen Stolz besitzen, mir großmüthig mein Versprechen zurückzugeben, so werde ich Ihnen im Laufe der Zeit mein Wort halten!"

Eine tödtliche Blässe hatte bei diesen Worten ihr Angesicht bedeckt, und ihre Augen hesteten sich voll Entsetzen auf die feinen, die in grenzenloser Freude wild aufleuchteten.

Als er ihr jedoch einen Schritt näher trat, erhob sie abwehrend ihre Hand und sagte, während die innere Bewegung fast ihre Stimme erstickte:

"Aber ich werde Sie hassen und verabscheuen, wie nie einen Menschen im Leben! — Ich werde täglich zu Gott beten, daß er mein elendes Dasein endet —"

"Und doch wollen Sie mich heirathen?"

"Ja, wenn ich mich an den Gedanken gewöhnt haben werde!"

"Sie mögen selbst die Zeit bestimmen, wann wir zum Altar treten, und ich hoffe, Sie werden sich bis dahin von meiner Liebe überzeugen, Miß Relydale!"

"Ich beanspruche, daß Sie mich nicht aufsuchen, sondern bis zu meiner Entscheidung sich gänzlich von hier entfernen!"

Maurice Hope mochte diese Forderung nach dem Versprechen, welches ihm gemacht worden, nicht erwartet haben, denn er flüchte einen Augenblick, ehe er finsterner, als vorher, antwortete:

"Ich werde Sie meiden, Miß Relydale, wenn der

Mann, in dessen Gesellschaft ich Sie heute traf, Sie ebenfalls verläßt. Nur unter dieser Bedingung gehe ich!"

"Ich will Ihren Bruder zu bestimmen suchen," entgegnete ernst und traurig Eleanor Relydale, „und somit wäre wohl diese peinliche Unterredung beendet."

Maurice Hope verbeugte sich, worauf die junge Erbin langsam und nachdenklich sich entfernte. Als sie seinen Blicken entschwunden, verließ Maurice mit hastigen Schritten den Garten und ging dann immer tiefer in den Park hinein. Weit genug vorgebrungen, um sicher zu sein, daß kein Auge ihn sehen konnte, daß Niemand Zeuge seiner Schwäche sei, stürzte er zu Boden, barg sein Gesicht in das hohe Gras, und seinen so lange beherrschten Gefühlen freien Lauf lassend, brach er in Thränen aus und schluchzte laut und heftig, wie er es seit seiner Kindheit nicht gethan.

Fünftes Kapitel.

Alte Kameraden.

Der Sommertag neigte sich zu Ende. Die Schatten der riesengroßen Bäume fielen schon tief in die Landschaft hinein, indeß diese bereits im vollen Glanz der glühend roth untergehenden Sonne dalag, als die Thurmuh von Carrisford Sechs schlug und die Holzarbeiter nach der schweren Tagesarbeit Feierabend machten.

Nach und nach trat tiefe Stille in dem Walde ein, und mit ihr die Dämmerung, denn nur die Gipfel der Bäume und die Fenster des verlassenen Herrenhauses wurden noch von der Abendröthe beleuchtet.

Maurice Hope lag noch immer an derselben Stelle regungslos da. Der heftige, fast rasende Ausbruch seiner Wuth, wie seines Schmerzes, dem er sich rücksichtslos überlassen, hatte seine Kräfte erschöpft, und vielleicht hätte er abwechselnd schlafend und nachdenkend die ganze Nacht dagelegen, wäre nicht ein Wanderer des Weges gekommen, der seiner rechtzeitig gewahr ward.

Dieser, ein großer, stattlicher Mann, schien nicht gerade in fröhlicher Stimmung zu sein, denn er summt die Melodie eines offenbar traurigen Liedes, sein Hut war tief in die Stirn gedrückt, und langsam und mit gesenkten Augen verfolgte er seinen Weg. So erblickte er in dem hohen Grase die männliche Gestalt und sagte halblaut, nachdem er sie einen Augenblick betrachtete:

"Ich hoffe, der Mensch dort ist nicht todt; der Anblick einer Leiche ist mir immer zuwider gewesen! Was sollte auch den Menschen bewogen haben, gerade hier in meinem Park zu sterben?"

Darauf beugte sich Sir Richard, denn dieser war der Ankömmling, zu dem Daliegenden nieder und berührte vorsichtig dessen Schulter mit seiner Hand. Der Mann wandte sich um, und Sir Richard fuhr in maßlosem Erstaunen einen Schritt zurück, als er in ihm seinen alten Bekannten erblickte, der schnell gefaßt sich erhob, gegen einen neben ihm stehenden Baum lehnte und, den Baronet ruhig betrachtend, sagte:

"Guten Abend, Sir Richard!"

"Sie sind also zurückgekommen, Maurice Hope?" fragte Jener langsam und zögernd.

"Ja, und wie ich sehe, Sie ebenfalls! — Diesen Morgen

sagte mir der schuftige Fritton, daß Sie auf dem Continent seien!"

"So lange mein Geld ausreichte, blieb ich dort; da ich aber, anstatt in Baden die Bank zu sprengen, mein Legtes verlor, mußte ich wohl hierher zurückkehren!"

"Nun, Sie haben ja eine reiche Tochter, die aushelfen kann!"

"Die habe ich," erwiderte gedankenvoll der Baronet, „ja, die habe ich!"

"Darf ich fragen, wie Lady Relydale sich befindet? Es ist ein Jahr darüber vergangen, seit ich sie zuletzt in der Waldwohnung gesehen."

"Wirklich? Nun, ich habe in der Beziehung ein schlechtes Gedächtniß! — Ehe wir aber weiterreden, Maurice Hope, lassen Sie mich wissen, wie wir uns jetzt gegenüberstehen!"

"Ich fragte nach Lady Relydale," entgegnete der junge Mann, „oder ist eine solche Frage meinerseits nicht gestattet? Sind Sie Ihrer lebenswürdigen Gefährtin überdrüssig geworden? Sie haben sie doch nicht etwa beseitigt?"

"Was soll das heißen?" fuhr Sir Richard auf, seinem ehemaligen Freunde mit geballter Faust näher tretend.

"Mäßigen Sie sich!" erwiderte dieser. „Uebrigens bin ich diesmal auf meiner Hut, und möchte Ihnen daher ein Angriff schlecht bekommen. Suchen Sie aber abermals Streit — —"

"Das scheint mir vielmehr Ihre Absicht zu sein!" entgegnete der Baronet. „Weshalb aber können wir, als alte Kameraden, die wir einmal sind, uns nicht in Frieden begegnen? Wir waren doch gute Freunde, bis ich in Paris in Ihre Hände fiel! Doch jetzt sprechen Sie, was hat Sie nach Carrisford zurückgeführt?"

"Wie geht es Lady Relydale?" fragte Maurice Hope nochmals. „Ich bedauere, daß ich die Frage wiederholen muß, denn auch wir waren gute Freunde, selbst als die französische Polizei sich genöthigt sah, sie unter Aufsicht zu stellen; natürlich zu der Zeit, bevor sie die vornehme Heirath einging!"

"Wenn Ihnen denn so sehr daran liegt, es zu wissen, so vernehmen Sie, daß ich Lady Relydale in Deutschland in einem Irrenhause untergebracht habe. Ich zauberte lange, ihr Zustand ward aber immer gefährlicher, und eines Nachts gar wollte sie mich umbringen. Dennoch fehlt sie mir in jeder Minute, und ich bin fast hilflos wie ein Kind, wenn sie mir nicht zur Seite ist. Eine seltene Frau, Hope, besonders in Elend und Noth, die zum Unglück gerade jetzt, wo Alles auf mich einstürmt, wo ich ihrer so sehr bedürfte, entfernt sein muß! — Es ist wahrhaftig keine Freude, sich nach allen Seiten hin von Schuldnern verfolgt zu sehen!"

"Weshalb erzählen Sie mir von Ihren Verlegenheiten? Fordern Sie doch Hilfe von Ihrer Tochter, oder fürchten Sie, daß Sie Ihnen ihren Beistand versagt?"

"Nein, das thut sie nicht," entgegnete zuversichtlich Sir Richard. „Sie hält zu mir bis zum Aeußersten, und wird Alles für ihren Vater thun."

"Sie wird nichts mehr thun, Sir Richard!"

"Was wissen Sie von ihr — was haben Sie gehört?" fragte hastig der Baronet.

"Sir Richard, haben Sie vergessen, oder es nie durch Lady Relydale erfahren, daß Ihre Tochter in dem Jägerhause geschworen, mein Weib zu werden?" entgegnete Maurice. „Haben Sie vergessen, wie lange ich dies Mädchen geliebt?"

Auf diese Worte, die er in heftigem, drohendem Tone hervorstieß, war sein Zuhörer nicht vorbereitet. Die Maske aber war gefallen, der alte Haß trat wieder zu Tage und er stand seinem Gefährten im früheren Richte gegenüber.

„Ja, wahrlich, ich hatte es vergessen,“ erwiderte nachdenklich Sir Richard, „aber natürlich hat meine Tochter sich jetzt eines Anderen besonnen. Sie ist Ihnen gegenüber nicht gefesselt gebunden, wie Sie selbst zugehen müssen, denn sie darf nicht unter ihrem Stande heirathen. Auch glaube ich kaum, daß sie mit Ihnen glücklich würde, und bei meiner Seele! ich möchte wohl der armen Elley noch etwas Glück im Leben gönnen, damit ihr Ersatz wird für das Elend, das wir ihr bereitet. Denn wahr genug ist's, Hope, daß wir ihr Leben vielfach verbittert haben.“

„Da haben Sie ja ganz wie ein reuiger Sünder geredet,“ versetzte Maurice in höhnischem Ton; „schade nur, daß Ihre Reue nicht länger anhält, als Sie betrunken sind!“

„Ich bin nicht betrunken, Maurice Hope. Sie wissen sehr wohl, daß ich mich im Rausche von einer andern Seite zeige.“

„Ja, ja, ich kenne das zur Genüge!“ sagte Maurice Hope, abermals höhnisch lachend. „Doch lassen wir das; sagen Sie mir, ob Sie mich auf meinem Rückwege begleiten können, ich hätte Ihnen dann etwas Wichtiges mitzutheilen.“

„Wenn der Weg nicht allzu lang ist, ja, denn ich bin müde. Wo wohnen Sie hier?“

„Ungefähr eine halbe Meile von hier liegt an der rechten Seite des Flusses, ganz in der Nähe der alten Brücke, ein großes Haus. Dies habe ich diesen Morgen gemiethet und bezogen.“

„Gedenken Sie lange in Carrisford zu bleiben?“

„Bis zu meiner Verheirathung.“

Sir Richard blickte seinen Gefährten, ohne zu antworten, verstohlen an, und nach einer kleinen Pause fuhr Maurice Hope fort:

„Ich hielt es für gut, mich in der Nähe des Dorfes aufzuhalten, um jede Einnischung in diese Angelegenheit, die nur Ihre Tochter und mich betrifft, zu verhindern. Sie ist und bleibt meine verlobte Braut!“

„Aber was sagt sie zu diesen Anordnungen?“

„Sie ist bereit, ihr Wort zu lösen.“

„Ist das wahr?“ fragte der Baronet, seinen Gefährten erstaunt und ungläubig anblickend.

„Ich scherze nur selten, Sir Richard, und nie in einer wichtigen Sache! Im Uebrigen glaube ich, daß es wichtig ist, wenn wir dieselbe einmal ernst besprechen. Sie sind der Vater Elley's, und Ihnen kommt es zu, die nächsten Schritte einzuleiten.“

„Sie haben doch nicht die Absicht, mir einen Streich zu spielen?“ fragte argwöhnisch der Baronet. „Es wäre dies nicht das erste Mal, und Sie könnten mit meinen Gläubigern —“

„Ich spiele hier ein ehrliches Spiel, Sir Richard. Wollen Sie Beweise haben?“

„Ja.“

„Sie sagten vor wenigen Augenblicken, daß Ihre Tochter Alles für Sie thun würde —“

„Ja, das wird sie, sobald sie erfährt, in welcher Noth ich mich befinde.“

„Sir Richard Relydale, ich habe mich, so lange ich Sie kenne, über Ihrer Tochter seltenen Glauben an Sie — über ihr thörichtes Vertrauen, Sie bessern zu können, und ihre Bereitwilligkeit, selbst mit eigener Gefahr Sie vor den Folgen Ihrer Laster und Thorheiten zu schützen, gewundert! Wahrlich, sie ist dem schlechtesten Vater eine edle Tochter gewesen!“

„Wozu mir diese Complimente? — Fahren Sie in Ihrer Angelegenheit fort!“

„So hören Sie! Wenn Eleanor durch Ihre Beihilfe mir ihr Wort hält, wenn es Ihnen gelingt, sie mir als meine Braut am Altar zuzuführen, dann sollen drei Viertel ihres Vermögens Ihnen zugehören.“

„Wie? Drei Viertel?“

„Ich will ihr Geld nicht und habe Ihnen oft genug wiederholt, daß ich nur sie allein begehre! Jetzt will ich um jeden Preis die Sache zu Ende bringen.“

„Wenn sie gesagt, daß sie Ihnen ihr Wort hält, so will ich es unternehmen,“ erwiderte nach kurzem Sinnen der Baronet, „dann darf ihr aber keine Zeit bleiben, irgendwie Verfügungen zu treffen. Uebrigens glaube ich auch, Maurice, daß Sie ihr ein guter Gatte sein werden, und Alles noch ein gutes Ende nehmen wird. Ich habe nie einen Mann gekannt, der gleich Ihnen ein Mädchen geliebt, und ich finde, es liegt etwas sehr Rührendes in Ihrer Zuneigung zu Elley.“

Sir Richard trocknete sich bei diesen Worten die Thränen; dies ganz übersehend, fragte sein Gefährte in strengem Ton:

„Sind Sie bereit, mich nach meinem Hause zu begleiten?“

„Weshalb wollen wir nicht nach Aber Court gehen? — Es liegt uns näher!“

„Ich möchte dort nicht gesehen sein, und vielleicht ist's auch klug gehandelt, wenn Sie sich nicht in Ihrem Hause zeigen!“

„So will ich mit Ihnen gehen,“ entschied nach einigem Zögern der Baronet. „Sonderbar aber ist's, daß wir Beide alles Geschehene so weit vergessen, und vereint einem Ziele zuarbeiten! Ich muß Ihnen offen gestehen, es gefällt mir nicht, daß ich auf Ihre Seite treten soll!“

„Aber weshalb nicht? Ich beabsichtige doch nichts Böses! — Ich schwöre, daß ich Elley lieben, hochhalten, anbeten will, und auch den geringsten ihrer Wünsche zu erfüllen suchen werde.“

„Ja, ja, ich weiß, daß Sie Eleanor lieben; und diese Liebe allein hat mich in Paris gerettet.“

„Und Sie werden sie vor Einem retten, der sie nur ihres Geldes wegen begehrt, und dessen Stellung ihm nur zu viel Gelegenheit geboten hat, ihr Vertrauen zu gewinnen.“

„Meinen Sie Ihren Bruder?“ fragte der Baronet hastig.

„Ja, meinen Bruder, den ich wie Niemand in der Welt hasse! — Den Judas, der mir mein Geheimniß entlockt und mich dann verrathen hat!“

„Ich beginne die Lage der Dinge zu verstehen,“ sagte Sir Richard, als sie jetzt durch den Park dahinschritten, „und wir müssen nöthwendigerweise die Angelegenheit ruhig besprechen. Ihr Bruder ist scharfsinnig und auf seiner Hut; er wird Elley in allen Stücken rathen.“

(Fortsetzung folgt.)

Härs und Waidmann.

Historische Novelle von Ludwig Biemssen.

Erstes Kapitel.

Einer milden, fast lauen Aprilnacht, der ersten des Jahres 1488, war ein heiterer, vielversprechender Morgen gefolgt. Noch freilich zögerte die Sonne hinter Wald und Hügel, und kaum eine leichte Röthe im Osten kündete ihr nahes Aufsteigen an; aber wie lieblich war es doch schon im Wald und Flur, auf den stillen Straßen, die zwischen den letzten Hütten der Vorstadt ins weite Land hinausführten, in den einsamen Gärten, wo eben die ersten leisen Vogelstimmen erklangen, und die weißschimmernde Schlehdornhecke ihre tausend Blüthenkelche öffnete.

Fernab, jenseits des mächtigen Oberstroms, liegt die alte Hauptstadt noch in Morgenstille wie begraben, und auch dieseit des Wassers, auf den Schiffswerften und um die Speicher herum läßt sich von dem gewöhnlichen Lärm der beginnenden Tagesarbeit noch nichts vernehmen. Der Ostermorgen hält Stadt und Land in friedvoller Ruhe.

Hier draußen in der Vorstadt, wo die letzten Häuser stehen, und der Weg schon anfängt, zwischen Wiesen und Elsenbüschen hinzulaufen, liegt auf einem fruchtbaren Ackerstückchen eine freundliche Hütte, von der Straße durch ein bescheidenes Gärtchen geschieden, das ringsumher von weißblühender Dornhecke umzogen wird. Durch ein niedrig Pfortlein, das hinter dem Eintretenden mit freundlichstem Ton von selbst wieder zufällt, schreitet man zwischen wohlbestellten Beeten, auf denen schon manch frühes Blümchen aus frischem Grün bunt und lieblich hervorschimmert, auf die Hütte zu.

Das Häuschen sieht wohl erhalten aus; achtsame Hand hat den Schäden, die ihm Wind und Regen zugefügt, sorgfältig und rechtzeitig abgeholfen; aus dem anstoßenden Stalle ertönt das dumpfe, behagliche Brüllen zweier wohlversorgter Kühe, und das muntere Krähen eines Hahnes weckt auf den Nachbarhöfen ringsumher wetteifernde Erwiderung.

In dem Steige vor der Hausthür hüpf und trippelt eine Dohle unruhig hin und her, vergeblich bemüht, einen daliegenden trockenen Eschenzweig, der ihr zum Nestbau wohl gepaßt hätte, bequem mit dem Schnabel zu fassen. Jetzt — jetzt endlich hat sie ihn richtig gepackt, da raffelt's drinnen am Riegel, unversehens geht die Hausthür auf, und mit einem krächzenden Schrei der Ueberraschung läßt der erschrockene Vogel seine Beute im Stich, eilends im höchsten Wipfel der Esche Sicherheit vor der unwillkommenen Erscheinung suchend, die ihn in seiner Morgenarbeit gestört. Sein von oben herab schallendes zorniges „Ja! ja!“ gilt einem jungen Mädchen, das eben die Hausthür leise und vorsichtig wieder hinter sich zuzieht, einen raschen, forschenden Blick aus den großen blauen Augen um sich her wirft und dann eilig am Hause entlang, unter den kleinen blinden Fenstern hin, den Steg hinabschreitet.

An der Baumleide, wo durch die Lichtung hin ein freierer Blick nach Osten zu geschaltet ist, überzeugt sie sich, daß die

Osterfonne noch hinter den fernen Hügeln zögere, steigt an der dazu hergerichteten Stelle rasch und gewandt über den niederen Zaun, und einen Augenblick später schreitet ihr nackter, zierlicher Fuß durch das junge, üppige Gras der anstoßenden Wiese auf das Ufer eines klaren Baches zu, der in hastigem Lauf zwischen Elsen und Bruchweiden hinrieselt.

An einer lieblichen Uferstelle, wo der flüssige Silberfaden unter den überhangenden Zweigen uralter Weiden und junger, schon grün überhauchter Elsen dahinschoß, machte sie Halt, duckte sich hinter dem dichten Gestrüpp, um gegen unberufene Blicke Vorüberwandeküder gesichert zu sein, und auf dem moßigen Grunde leicht in die Kniee sinkend, flüsterte sie ein kurzes, inbrünstiges Gebet an die heilige Gertrud, ihres erkrankten Mütterleins treue, bewährte Schützerin, vor sich hin. Dann sprang sie frischen Muthes auf, nahm ein braunes Fürtuch, das sie, über den Arm geschlagen, mit hierher gebracht hatte (es gehörte der kranken Mutter, die nach schmerzlicher durchwachter Nacht jetzt eben in erquickenden Morgenschlummer gesunken war), breitete es behutsam aus und warf es dann mit vor Aufregung etwas zitternden Händen in die klare Fluth.

Aber der Wind fing sich in dem faltigen Gewebe, und hochaufgebauscht sank es in die Wellen, die es in sanftem Zuge mit sich fortführten. Das war ein schönes Zeichen! Wäre es flach gefallen und gleich untergesunken, — o! wie viel bittere Thränen würde das Ricksa's blauen Augen entlockt haben; wär' doch damit unzweifelhaft angezeigt, daß ihres Mütterleins Krankheit sich binnen Jahresfrist zum Tode wenden würde! — Nun aber — nun war ja Hoffnung! Hielt sich das Tuch noch ein Paternoster lang über dem Wasser, dann stand Genesung in sicherer Aussicht, und Glück und Zufriedenheit kehrten wieder in die stille Hütte ein.

Glänzenden Auges eilte Ricksa, mit dem abwärts treibenden Tuche Schritt haltend, am Bachufer hin, und während ihre Blicke sich von dem prophetischen Gewebe keinen Augenblick abwendeten, flüsterte sie langsam und innig die sieben Bitten vor sich hin.

Und nun der Schluß und ein inbrünstiges Amen!

Noch schwamm das geblähte Tuch auf den Wellen und es schien noch wer weiß wie lange sich auf der Oberfläche erhalten zu können; aber das dulden, hieße Gott und die heilige Gertrud versuchen wollen! Genug und übergenug! Den derben, selbstgewebten Rock von dunkelgrünem Bierdraht leicht emporhebend, setzte das beglückte Mädchen, dessen ganzes liebliches Antlitz in Freuden glühte, den zierlichen nackten Fuß kurz entschlossen in die rieselnde Fluth, ergriff das eben anschwimmende Fürtuch mit rascher Hand und trug es mit weitausgestrecktem Arm triumphirend aufs Trockene.

O, nun war ja Alles gut! Nun mußte sich ja Alles zum Besten wenden: zu deutlich hatte die heilige Gertrud Hilfe und Beistand versprochen, und nicht lange mehr konnt' es dauern, so saß ihr Mütterlein wieder frisch und gesund mit

ihr auf der Bank unter dem Kirschbaum, erquickte sich nach langem Stillsitzen wieder an der warmen Frühlingssonne und horchte dem süßen Schläge des Buchfinken im Birkenwipfel zu.

Bonnige, beglückende Aussicht! —

Dankend erhob sie noch einmal Blick und Hände zur gnadenvollen Schutzheiligen: dann eilte sie mit dem nassen Kleidungsstück, fröhlich vor sich hinsummend, der Stelle wieder zu, von wo sie ausgegangen war, und ließ sich hier auf den vorstpringenden Wurzeln einer alten Weide nieder, um den Aufgang der Sonne, die, wenn sie nicht alle Hoffnungen gläubiger Seelen täuschen wollte, an diesem gesegneten Ostermorgen nothwendig in drei Sprüngen am Horizonte aufzufragen mußte, in froher Muße zu erwarten.

Aber noch immer zögerte das schöne Tagesgestirn — viel zu lange für das unruhige junge Blut!

Da fuhr der Harrenden ein neuer Gedanke durch den Kopf, der ihre Wangen röther färbte und ihren Augen einen flüchtigen, unsicheren Glanz verlieh. Hastig sah sie noch einmal rings umher: noch war es wohl Zeit genug und keine Störung zu befürchten; ein liebliches, halb verlegenes Lächeln spielte um den frischen Mund, als sie kurz entschlossen zwei kleine, schlanke Weidenzweige abriß und zum Kreise bog. Dann sammelte sie von den spigig am Bachrande wuchernden halberschlossenen Goldwiesentknoipfen, wilden Rheinfarren und röthlich angehauchten Osterblumen rasch ein paar Hände voll, flocht sie mit Beihilfe von zähen Bindegäsern leicht und lose um die Reifen, und in wenigen Minuten waren unter der raschen Bewegung ihrer schlanken, braunen Finger zwei Kränzlein entstanden, die sie einen Augenblick nachdenklich auf der flachen Hand wog.

Galt es doch noch eine Frage an das Schicksal; diese rasch zum Kranz gefügten Blüthen sollten doch einen gewichtigen Spruch vermitteln und auf die eine bange Hauptfrage des erwachenden Mädchenherzens eine Antwort ertheilen: war da an der Schwelle der Entscheidung ein unsicheres Zögern nicht gar erklärlich und natürlich? — Aber die Zeit drängte; feuriger röthete sich der Osten, jeden Augenblick konnte die Sonne hinter den fernen Hügeln „aufspringen“; da galt kein Säumen.

Noch einmal trat Richsa an den Rand des Baches und nach einem raschen, forschenden Umblicke sprach sie, in die Wellen hinabsiehend, in eintönig-singendem Tone:

„Bächlein, Bächlein sonder Ruh,
Steh' nun still und hör' mir zu;
Bächlein hell, ich bitt' dich zwier,
Gib nun rechte Antwort mir:
Bleibt das Jahr mir unbefungen,
Oder kommt zu guter Stunden
Mir der Brautmann an die Thür?
Bächlein lieb, das künde mir!“

Bei den letzten Worten warf sie die beiden Kränze, den einen mit der rechten, den anderen mit der linken Hand ins Wasser, und nun — ein Augenblick athemloser Spannung! Werden sie, unbekümmert um einander, abgesondert den Bach hinunter treiben? Wird etwa gar — Gott und die heilige Jungfrau mögen dies verhüten — der Kranz aus der linken Hand an irgend einem Gemüth sitzen bleiben? — Oder werden sie zu einander streben, sich vereinigen, etwa gar bald sich vereinigen? — O! — da — der linke Kranz, der ein wenig voraus war, geräth in einen Wirbel, der ihn um einen

im Wasser hervorragenden Stein treibt und einige Secunden aufhält; inzwischen schießt „der rechte“ wie ein Pfeil heran, auf das linke Kränzlein zu, legt sich fest an dasselbe an, daß ihre Blumen sich miteinander mischen, und unzertrennlich verbunden treiben beide sanft den Bach hinab!

Ein halblauter Jubelruf löst sich von den Lippen des Mädchens; die starr auf das Wasser gerichteten Augen glänzen in warmer Gluth auf: sie preßt die beiden Hände auf das ungestüm pochende, frohlockende Herz und sinkt, wie ermattet von dem aufregenden Momente, auf ihren Sitz unter der Weide zurück. Welch' ein frohes, glückliches, reiches Jahr stand ihr nun bevor! Ihr Mütterlein sollte gefunden und — kaum wagte sie den süßen Gedanken auszudenken — und bald ein Bräutigam an der Hüttenthür anklopfen!

Ein seliges Lächeln zuckte um ihren Mund, so daß sie, wie Verrath fürchtend für ihr holdes Geheimniß, die rothen Lippen fest zusammenpreßte und mühsam die glatte jugendliche Stirn in Furchen zog. Galt es nun doch ernsthaft sein! Still für sich wollte sie bewahren, was ihr fast das Herz abdrückte; kein Mensch sollte es ahnen, nein, Niemand! —

Wenn sie nur schon wüßte, wie er aussähe? — Schlang, — groß, — braun, — blond? — — Träumerisch sammelte sie die übrig gebliebenen Blumen zu einem Strauß und steckte ihn still an ihre Brust, während ihr Herz von unverständener Bewegung wogte und wallte.

Einige Augenblicke saß sie in holde Gedanken wie versunken da, als plötzlich fernher tönendes Blasen von Jagdhörnern an ihr Ohr schlug. Sie horchte; immer näher kamen die frischen, fröhlichen Klänge: — jetzt bog es um die Ecke und der lockende Schall drang mit verdoppelter Kraft zu ihr herüber. Um Gott, wenn sie ihr kaum einschummertes Mütterlein wecken! —

Hastig sprang sie auf, raffte das Tuch an sich, eilte schnellfüßig über die Wiese hin, schlüpfte gewandt über den Zaunsteig und dachte noch das Haus zu gewinnen; aber es war zu spät. Schon bogen die Jäger um die Hütte des alten Eide Segeband herum und erwiderten den kräftigen Morgengruß des vor seiner Hüttenthür stramm aufgestellten, invaliden alten Hegeretters mit einem langgezogenen Vollton aus den mächtigen Flügelhörnern, — unentdeckt konnte sie nicht mehr zum Thürlein einschlüpfen und wollte sich doch auch von dem lauten Schwarm der Reiter und Fußgänger nicht betreffen lassen.

So huschte sie denn leicht und gewandt hinter die hohe, dicke, blühende Hecke, die den Garten von der Straße schied, duckte sich in die Kniee nieder und gedachte so den Zug an sich vorüber zu lassen. Ihr Herz klopfte ihr von der Eile des Laufens stürmisch in der Brust, und das Verlegene ihrer Lage war auch nicht geeignet, ihr Blut abzukühlen.

Und immer näher kam der Zug, — durch die kleinen Büden in dem dichten Geäst des Schwarzborns konnte sie die Ersten schon vorbeiziehen sehen: reitende Leibjäger, die auf mächtigen Flügelhörnern muntere Weisen bliesen, darnach etliche Förster mit Leibschützen und Forstknechten zu Roß, allerlei Geräth und Waffen tragend und selber stattlich gerüstet. Ihnen folgte nach kleiner Weile ein bunter Haufe von edlen Herren und Rittern, in ihrer Mitte, vor Allen hochaufragend durch seltene Leibesgröße und Schönheit, auf tanzendem Hengst, der sich kaum zügeln lassen wollte, Herzog Bogislaus, seines Namens der Zehnte, ein Mann noch in der Blüthe der dreißiger Jahre, doch durch dunkle wetterharte Ge-

sichtsfarbe und ernste Züge älter aussehend, als er wirklich war.

Ihm zur Seite ritt Herr Berner von der Schulenburg, ein ältlicher, schwarzgekleideter Mann mit scharfgeschnittenen und gekniffenen Gesichtszügen, des Herzogs Hauptmann im Lande zu Stettin und — leider Gottes — vertrautester Rath, der eben jetzt des fürstlichen Herrn ganze Aufmerksamkeit für allerlei wichtige Mittheilungen in Anspruch zu nehmen schien. Dann folgten einige junge Herren von Adel, meist in bunter fleidsamer Tracht; darnach der Wildmeister mit zwei Oberförstern; Jagdpagen, Leibschützen, Forstknechte und Haideläufer machten den Beschluß.

In scharfem Schritt zog der bunte Zug an der athemlos laufenden Jungfrau vorüber, und schon glaubte sie von der munteren Schaar unbemerkt geblieben zu sein, als sie plötzlich zu ihrem jähen Schrecken ganz nahe an der Hecke die Füße eines Rosses durch das Gezweig schimmern sah, über sich ein leichtes Geräusch vernahm und, einen Schrei der Ueberraschung ausstoßend, zurückgebogenen Halses emporblickte.

Wer beschrieb ihre Verwirrung, als ihr Auge über sich das frische, von der Morgenluft leicht geröthete, bräunlich schöne Antlitz eines Jünglings traf, der sich vom Sattel aus weit über die Hecke gebogen hatte und mit glänzenden, kühnen Augen Gesicht und Gestalt der lieblichen Jauscherin überflog! —

Wie gebannt, regungslos starrte sie ihn an, keines Lautes mächtig, mit fast stillestehendem Herzen, bis der junge Reiter, der wohl nicht hinter dem Zuge säumen durfte, den Zauber dadurch brach, daß er mit eben so verwegener wie gewandter Hand ihr rasch den kleinen, am Bache gesammelten Strauß entriß und mit einem glühenden Scheideblick und den halblauten Worten: „Viel Dank, Du holbe Maid!“ davonsprengte, die vorausgerittenen Waidgesellen wieder einzuholen.

Langsam erhob sich Richsa aus ihrer knieenden Stellung und blickte dem sich immer mehr entfernenden Reitertrupp nach: da wendete sich der junge, kecke Waidgeselle noch einmal im Sattel und erhob die rechte Hand, in der er das Sträußlein trug, wie grüßend gegen sie. Vor dieser Geberde schrak sie heftig zusammen; ein süßer Schauer durchströmte sie und wie eine scheue Hindin floh sie ins Haus, am Bette ihres Mütterleins sich selbst und ihre Ruhe wiederzufinden.

Die bleiche Matrone lag noch in sanftem Schlummer tiefathmend da, ungestört durch die, nun in der Ferne immermehr verhallenden Klänge der fröhlichen Waldhornweisen, und lange stand Richsa, deren Erregung sich an dieser Stätte fänstigte, mit innig gefalteten Händen an ihrem Lager, der geliebten Mutter Leidenszüge wehmüthig beobachtend.

Endlich schlich sie sich leise an das kleine Fenster und ließ sich still auf ihren gewohnten Sitz nieder, von wo sie, das jugendliche Haupt leicht aufgestützt, gedankenvoll ins Freie schaute. Da stand die Sonne schon hell und klar am Himmel: der wunderbare Aufsprung derselben war versäumt, doch o! — es war ihr nicht leid darum. War es doch dafür in ihrem Herzen licht und hell geworden, und hüpfte und pochte es so wunderbarlich darin; da mochte sie jenes wohl willig missen. —

Noch einmal trug, bei einer Biegung des Weges, der Morgenwind die fernen, rufenden Klänge der Flügelhörner an ihr Ohr und versenkte sie in süßes Sinnen, aus dem erst der sanfte Ruf der Kranken, die erwachend einen Trunk forderte, sie aufhörte. Mit freudiger Hast eilte sie an das Bett: ihr Mütterlein blickte sie aus klaren Augen freundlich

an, fühlte sich gestärkt, fühlte sich besser, forderte — zum ersten Mal seit langen Wochen — ihr Morgensüppchen und streichelte dem Töchterlein, dessen blaue Augen von einer Freudenthräne glänzten, mit matter Hand sanft das glänzende, gewellte Haar.

O fürwahr! das Bäcklein hatte nicht gelogen, da es das Fürtuch so leicht und stark über dem Wasser hielt, — wenn es nun auch noch mit dem Kränzlein Wort hielt! — —

Zweites Kapitel.

Das Osterfest war vorüber; Linder wehten die Lüfte, und immer voller und reicher schmückte sich der Frühling. Die Ulmen mit ihren fastgrünen Blättern, die Birke mit ihrem schlanken Silberleibe, die Weiden alle am sonnigen Flußufer: sie standen in voller Blüthe und boten den aus dem Süden immer neu ankommenden Schaaren gefiederter Sänger schon ersehnten Schutz und fröhlich Lustrevier. Im Schilfbüsch und Erlenausschlag hatte das Blaueflehchen die neue Heimath gesucht, aus dichten Büscheln von Wasserpflanzen klang die liebliche Weise des Rohrsängers über den See hin — frisches Regen und Leben überall!

Auch in Frau Gertrud's Hütte herrscht nicht mehr die bekommene Stille, die Kummer und Leiden kündet. Von Tag zu Tag hat sich der Zustand der kranken Matrone gebessert; schon konnte sie unlängst ihr Leidenslager verlassen und im Winsenstuhl, wohl eingehüllt, die durch das Fensterlein einfallenden, erquickenden Sonnenstrahlen genießen, die ihren matten Gliedern neue Kraft versprochen: es stand zu hoffen, daß sie nach wenigen Wochen wieder ihren vertrauten Platz unter dem Kirschbaum werde einnehmen können.

Richsa's junges Herz schwellte in zwiefacher Wonne; machte es sie schon glücklich, der geliebten Mutter treues Auge in hellerem Glanze schimmern, ihre Wangen in leichtem Roth wiederkehrender Kräfte erblühen zu sehen, so erfüllte es sie vollends mit süßer Wonne, wenn sie sah, daß auch der zweite Dratelspruch jenes schönen frühen Ostermorgens sich erfüllen zu wollen schien.

Der kecke junge Waidmann, der ihr damals das Sträußlein raubte, dessen frisches, offenes Gesicht mit den blitzenden Augen, dem lachenden Munde und den kurzen braunen Locken sich ihrer Erinnerung so unvergeßlich eingepägt hatte, auch er schien jener Morgenstunde gern zu gedenken und nach einem Wiedersehen mit ihr recht von Herzen zu verlangen.

Gleich an jenem Morgen, als er sie zuerst gesehen, hatte er, wenige Stunden später, da der Herzog von seinem Morgenritt durch den Forst mit dem Gefolge zur Messe wieder heimkehrte und an dem Hüttlein abermals vorüberzog, sich forschend überall umgeschaut, war hinter dem Zuge ein Stück zurückgeblieben, hatte über die Hecke gelugt, bis er endlich, wie es schien, um nicht ein Aufsehen zu erregen, sich wie zögernd zum Weiterreiten entschloß und hinter den nächsten Häusern verschwand.

Alles das hatte Richsa, die hinter den halbblinden kleinen Scheiben des Stübchens klopfenden Herzens lauschte, wohl beobachtet und den jungen Gesellen auch in den nächstfolgenden Tagen zu öfteren Malen an der Gartenhecke vorüberstreifen sehen; aber dabei war's auch verblieben. Denn — hinausgehen und sich noch einmal von dem kecken Burschen betreffen, wohl gar sich anreden lassen — um keinen Preis

hätte sie das vermocht; schon der bloße Gedanke ließ ihre Wangen dunkelroth erglühen!

Und doch hegte sie in der Tiefe ihres jungen wallenden Herzens die zuversichtliche Hoffnung, daß sich Alles wohl zum Ganzen fügen, und der Ausspruch des Wächleins nicht werde zu Schanden werden. Freilich wußte sie nicht, wie? doch das befahl sie fromm und getrost einer höheren Leitung, die ja bisher ihr junges Leben so gnadenvoll geführt.

In der That hatte das kleine Abenteuer und Ricksa's liebliche Erscheinung auf den Jüngling einen tiefen Eindruck gemacht, und das Herz brannte ihm nach einer Wiederbegegnung mit ihr. Schon hatte er, ruhelos und sehnuchtsvoll, jede Stunde, die ihm sein Dienst als Leibschütz des Herzogs frei ließ, darauf verwendet, in die Vorstadt hinauszueilern und die kleine Hütte, die den Gegenstand seines stürmischen Verlangens umschloß, wieder und wieder zu umkreisen, aber bisher war ihm das schöne Kind nicht wieder zu Gesicht gekommen, und in der Ungebuld seines Herzens wollte er schier verzweifeln.

Was sollte er beginnen? Er konnte sie doch nicht zwingen, sich ihm noch einmal zu zeigen, ihm Rede zu stehen, seine Leidenschaft zu erwidern, und ebenso wenig vermochte er auch sein eigenes Herz zu zwingen. Das ließ ihm aber weder Tag noch Nacht Ruhe und klopfte so ungestüm, daß es ihm gar alle Lust am Leben verleidete. Er hätte weinen mögen — und that's auch — bald vor Zorn, bald vor Wehmuth, und doch schafft' er's weder mit dem einem noch mit dem anderen und ward schier sich selbst und allen Menschen zur Last.

Im Waidwerk war er nun vollends seit mancher Woche nichts mehr nütze, und mehr als ein unzufriedener Blick, mehr als ein unwirsch's Wort des alten Wildmeisters von Glasenapp, der sich zumeist in des Herzogs Nähe befand, ja selbst der Tadel des Fürsten hatte ihn getroffen, wie sehr der letztere sonst auch der Zeit in finstern Brüten verfallen war und auf seine Umgebung wenig Acht hatte. —

Fürwahr, der arme Bursche war übel dran und hielt sich selbst für recht ausermählt unglücklich.

Sinnend und grübelnd schweifte er wieder einmal an einem stillen Frühlings-Nachmittage vor dem Thore umher, nicht allzuweit von dem niedrigen Dache, das seines Herzens Sehnsucht umschloß, als ihm plötzlich ein Gedanke aufstieg, von dessen Ausführung er sich Hilfe in seiner Noth glaubte versprechen zu dürfen.

Wohnte nicht drüben an der Straße, der Geliebten fast gegenüber, der alte Eide Segeband? Hatte er ihn vor Monden, da sein Herz noch ruhig und fröhlich gewesen war, nicht selbst einmal aus dem Pförtlein hervorstumpeln sehen, das zu ihrer Wohnung führte? Also war er wohl im Häuschen bekannt, konnte ihm Nachricht und Rundschaft geben von den Verhältnissen drinnen, vielleicht ihn gar unterstützen in seiner Herzensnoth, daß er die Vielholbe wiederfähe; — so wollte er keinen Augenblick zögern, die Bekanntschaft des alten, wunderlichen Rauzes zu machen. War ihm doch zu Sinn, als vermöchte er seinen geheimen Liebeskummer nicht einen Tag länger allein zu tragen! Er drückte ihm fast das Herz ab.

Ganz hingerissen von dieser neuen Hoffnung stürmte der

junge Leibschütz, das hübsche, ehrliche Gesicht in hoher Gluth brennend, über die Wiese hin, wo er am Bach auf- und abwandelnd seinem Liebeskummer nachgehangen und gelegentlich nach Ribiz-Eiern gesucht hatte, sprang mit einem Jauchzen neu auflebender Hoffnung über den fünf Fuß breiten Wassergraben und eilte über die Straße hin, der niederen Hütte des alten Eide zu, über deren Eingangsthür ein stattlich Elchgeweih den Vorübergehenden verkündete, daß hier ein alter Waidmann sein Ruheplätzchen gefunden.

Dem jungen Verliebten, wenngleich selber Waidmann und der edlen Jägerei leidenschaftlich ergeben, stockte vor Ueberraschung das Wort auf der Lippe, da er nach einem hastigen Anklopfen an die Hüttenthür und einem brummen den Zuruf von innen, den gewaltigen hölzernen Riegel zurückgeschoben hatte und über die Schwelle des Wohnraumes getreten war: ein so buntes, phantastisches Bild eröffnete sich seinen erstaunten Blicken, und klopfenden Herzens erinnerte er sich auf einmal des oft gehörten Gerüchtes, das dem alten Eide Segeband geheime Wissenschaft und wunderbare Künste zuschrieb.

Der ganze Raum, Wände, Decke, Fußboden, der Herd, Tische, Stühle und Wand-Negale waren mit einem Wirrsal von Dingen und Geräthen dergestalt überfüllt, daß das Auge des Eintretenden kaum Alles fassen, sein Fuß, ohne irgend etwas zu verletzen oder verletzt zu werden, kaum hindurchbringen konnte. Welch eine Masse von Fischreusen, Angeln, Garnen, Kräuterbüden und Körben lagerte in der Ecke zunächst der Thür, argwöhnisch bewacht, wie es schien, von einem ungewöhnlich großen Raben, der von seinem erhöhten Sitz den Eintretenden einen Augenblick mit funkelnden Augen anstarrte, dann wie ein Haushahn zu krähen begann, mitten darin abbrach, um in ein schnarrendes Lachen zu verfallen, und schließlich so durchdringend piff, daß der junge Leibschütz sich hätte die Ohren zuhalten mögen.

Verlegen schweifte des Jünglings Blick weiter über die zahlreichen Geweihe von Hirschen und Rehböden an den rauchgeschwärzten Wänden, zwischen denen Weidenkäfige mit zirpenden und zwitschernden Lockvögeln in reicher Mannigfaltigkeit umherhingen. Darunter waren Fangeisen, Dachsangen, Fallen für Haselhühner und mannigfaches sonstiges Gerümpel am Boden aufgehäuft, — andere Jagdgeräte und Waffen lehnten im Winkel; eine mächtige Armbrust mit Spanner und Bolzentasche hing am Nagel in der Nähe.

Unter einem wirren Haufen von Moos und trockenen Stöcken glänzten dem Umschauenden die grünlich-schillernden Augen eines jungen Fuchses entgegen, der aus seinem improvisirten Bau den Fremden einen Moment lauernd anstierte und dann zähneknirschend an seiner Kette zurückfuhr.

So lebte und webte das ganze Zimmer, wohin nur das Auge des Ankömmlings traf. Selbst zwischen den Vogelbälgen und Otterpelzen, die von der niederen Decke herabhingen, huschte und flatterte es unsichtbar dahin, und alle die Töpfe, Flaschen und Büchsen mit thierischen Heilmitteln, die in großer Menge auf den Regalen umherstanden, schauten den Jüngling fremd und drohend an, als bürge sie entsetzliche Geheimnisse.

(Fortsetzung folgt.)

Flandereien am Ramin.

Zu gut gemacht!

Kürzlich bemerkte ein Polizeisergeant auf einem der Pariser Boulevards einen kleinen Mann mit lebhaftem Auge, der das Bein ein wenig nachzog, wie die Kostgänger von Vrest oder Toulon zu thun pflegen. „Der Kerl ist sicher im Bannbruch,“ dachte der Polizist; „wir wollen mal sehen. — Woher, guter Freund? wohin? haben Sie Papiere?“ — „Wie Sie sehen, gehe ich auf dem Asphalt spazieren. Papiere? Papiere brauche ich nicht.“ — „Schon gut, schon gut! so pfeifen alle Vögel. Sie gehen mit mir zum Commissär, und zwar sofort!“ — „Wie? zum...“ — „Ja, sage ich.“ — „Wie's beliebt, ich habe Zeit, ich esse erst um vier Uhr.“ — Man begiebt sich zu dem Polizeibeamten und der Agent stellt den verdächtigen Mann vor, indem er sagt: „Herr Commissär, ich bitte diesen Menschen zu verhören; ich begegnete ihm eben, er hat keine Papiere und sieht mir ganz aus wie ein freigelassener Galeerensträfling im Bannbrüche.“ — „Ein Galeerensträfling!“ rief der Unbekannte, „sehe ich wirklich einem Galeerensträfling ähnlich? O, wie glücklich! Das ist einer der schönsten Augenblicke meines Lebens! Ein Galeerensträfling? O, sagen Sie nochmals, daß ich wie ein solcher Kerl aussehe!“ — „Was soll das heißen? Reden Sie!“ — „Mit Vergnügen, Herr Commissär. Ich bin Paulin Ménier vom Gaitétheater, ich spiele den Galeerensclaven im „Narren aus Liebe“ und dachte gerade an meine Rolle, als der Herr mich einlud, mit ihm zu gehen. Der Beifall des Publikums war mir weniger schmeichelhaft, als der Irrthum des Herrn Sergeanten. Ich bin freilich ein Galeerensträfling, aber nur zum Spas, und werde wohl erst nach der hundertsten Vorstellung frei werden.“

Einbildungskraft.

In einer Gesellschaft, wo von den starken Wirkungen der Einbildungskraft die Rede war und schon verschiedene Beispiele von in einer Nacht grau gewordenen Haaren angeführt worden waren, trat auch ein Herr mit etwas noch Schrecklicherem hervor. — „Ein junger Mann von feurigem Blute,“ erzählte er, „träumt, daß, durch seine Leidenschaft hingerissen, er sich mit seiner Braut vergiften will, da die Eltern derselben ihre Einwilligung versagen, hat auch schon das Gift gekauft, aber durch zu große Eile hat die Dame es zu früh genommen und stirbt; man entdeckt bei ihm das Gift, er wird angeklagt, sie vorsätzlich vergiftet zu haben und zum Tode verurtheilt. Alle die fürchterlichen Anstalten der Hinrichtung erleidet er standhaft — im Traume — doch je näher der Augenblick des Todes kommt, als er den Kopf unter das über ihm schwebende Beil legt, wird sein Athem kurz — das Beil fällt — und der Schreck tödtet ihn!“ Der Erzähler hatte Pantomimen mit der Rede verbunden und eine große Stille folgte seinen letzten Worten. — Da aber fragte die Dame, welche die Gesellschaft mit den grauen Haaren gelangweilt hatte: „Aber, wie hat man denn dies Alles erfahren können, da doch der Träumer gestorben ist?“ — „Man hat die ganze Sache in den hinterlassenen Papieren des Verstorbenen gefunden,“ entgegnete ganz harmlos der geistreiche Erzähler.

Ein Schiffscapitän erzählte in einer Gesellschaft von einem Schiffbruch, den er erlitten und wobei er sein Leben nur durch Schwimmen gerettet hatte. Da fragte ihn eine Dame: „Aber sagen Sie mir, mein Herr, wie ist es Ihnen denn gewesen, als die Wogen so über Ihnen zusammenschlugen?“ — „Naß, Madame, verteuft naß!“ war die Antwort.

Eine Zahnoperation.

In Wien verursachte eine komische Operation viel Gelächter. Ein Ehemann, der durch einen kranken Zahn vielen Schmerzen ausgezehrt war, ließ sich, während seine Frau ausging, da sie der Operation nicht beizuwohnen wollte, einen erst angehenden Zahnarzt holen, um sich seiner Kunst mittelst Schwefeläthers zu unterziehen. Der Zahnarzt machte von seinem Apparat Gebrauch, konnte aber wahrscheinlich noch nicht mit demselben umgehen, denn nach wenigen Minuten schlief er selbst neben dem auf dem Sopha stehenden narcotisirten Patienten fest ein. Als kurze Zeit darauf die Frau wieder nach Hause kam, sah sie zu ihrem unbeschreiblichen Schrecken die beiden Männer betäubt und leblos neben einander sitzen und war sogleich als Ohnmächtige die Dritte im Bunde. Der herbeigeeilte Diener und das Stubenmädchen brachten endlich, nachdem sie den Betäubten verschiedene Gläser Wasser in's Gesicht gegossen, dieselben wieder zur Besinnung. Der Hausherr freute sich herzlich, seinen kranken Zahn ohne allen Schmerz losgeworden zu sein, und bewunderte nur die Großmuth des jungen Doctors, der hartnäckig jedes Honorar von sich abwies, bis er endlich nach einer halben Stunde durch den in doppelter Heftigkeit wiederkehrenden Schmerz gewahr wurde, daß er noch immer der unglückliche Inhaber dieses kranken Zahnes sei.

Ein Duell zwischen zwei Meilensteinen.

Ein launiger Advocat, welcher in seinen Wiken und Ausfällen nicht sonderlich wählerisch war, schickte einmal einen andern Advocaten, der die gegnerische Partei vertrat, auf eine so spitzige, aber zugleich so wirksame Weise mit einem guten Einfall heim, daß er nicht nur den Proceß gewann, sondern auch den gegnerischen Anwalt dem allgemeinen Gelächter preisgab. Dieser war darob so empört, daß er dem satyrischen Kollegen eine Ausforderung zugehen ließ, welche auch angenommen wurde. Man kam überein, sich auf Pistolen zu schlagen, wail der gegnerische Anwalt halb lahme war und an Krücken ging. Zum Wahlplatz war ein Wäldchen ausersehen, durch welches eine seit Eröffnung der Eisenbahn wenig besuchte Landstraße führte; ein Meilenstein stand gerade am Saume der Richtung, auf welcher das Duell vor sich gehen sollte, und der Fordernde ließ durch seinen Sekundanten bei dem Wäldbolde anfragen, ob dieser nichts dagegen einzuwenden habe, wenn er sich wegen seiner Lahmheit an den Meilenstein anlehne? — „Nicht das Mindeste!“ war die Antwort. — Nun wurde die Mensur abgeschritten und abgesteckt, die Pistolen geladen und der Lahme lehnte sich schon an seinen Meilenstein, als der Wüthling auf die scheinbar unbefangenste Weise durch seinen Secundanten die Anfrage an den Lahmen richten ließ, ob er ihm auch eine Bitte gewähren wolle. — „Je nun, und welche?“ fragte der Beleidigte. — „Daß Sie mir gestatten, mich an den nächsten Meilenzeiger anzulehnen, während wir auf einander feuern,“ versetzte der Schalk, und diese Aeußerung brachte ein solches allgemeines Gelächter hervor, daß der Gegner seines Groblos vergaß und sich auf dem Plage mit dem Beleidiger versöhnte.

Ein Seecapitän erhandelte ein Pferd. Als der Kauf geschlossen war, sagte er zu dem Roßkamm: „Nest, da das Pferd mein ist, sagen Sie mir ehrlich die Fehler, die es hat.“ — „Was wollen Sie damit anfangen?“ fragte Jener. — „Ich will es mit zur See nehmen.“ — „Das ist gut, zur See mag's gehen, denn auf dem Lande ist es ganz unbrauchbar.“